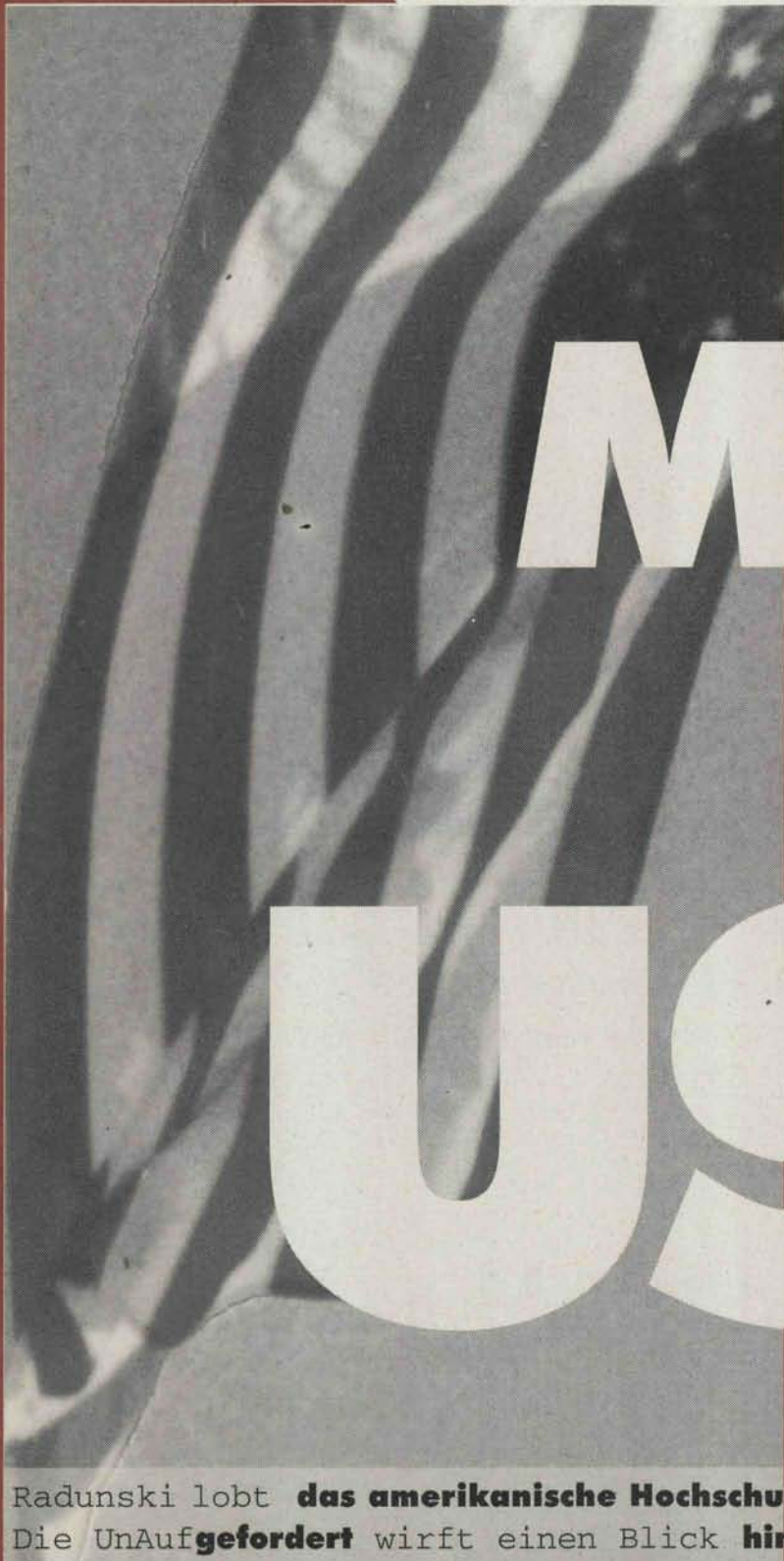


UnAufgefordert

Die Studentenzeitung der Humboldt-Universität
Dezember 1996 8. Jahrgang



Made in the USA

Radunski lobt **das amerikanische Hochschulsystem** über den grünen Klee.
Die UnAufgefordert wirft einen Blick **hinter die Kulissen**

DAS ULTIMATIVE PROBE-STUDIUM ZUM NULLTARIF.

Ob alle Theorie tatsächlich grau ist, darüber läßt sich streiten. Unstrittig ist jedoch, daß man eine Zeitung am besten „in der Praxis“ kennenlernt: Indem man sie liest. Für das morgendliche Zeitungs-Studium empfehlen wir darum das Probe-Abonnement der Berliner Morgenpost – kostenlos und unverbindlich. Lernen Sie 14 Tage unseren täglichen, umfassenden Lese- und Informationskomfort kennen, prüfen Sie unsere Qualitäten gründlich. Einfach anrufen und bestellen: 030/198 12. Täglich 8 – 20 Uhr.

Die Zustellung endet automatisch. Wenn Sie jedoch möchten, daß aus dieser neuen Bekanntschaft eine längere Beziehung wird, haben wir ein spezielles Angebot für Sie: Das Studenten-Abonnement zur besonders günstigen „Studiengebühr“ von nur 15,90 DM im Monat.

BERLINER MORGENPOST

Forum der Hauptstadt

Editorial

Der RCDS machte in letzter Zeit des öfteren von sich reden. Während er im November dieses Jahres seinen 50. Geburtstag in Berlin feierte, liefen in Nordrhein-Westfalen die vom RCDS erhobenen Klagen gegen die von linken Hochschulgruppen dominierten ASten. Die Begründungen für Klagen waren vielfältig, in der Hauptsache ging es jedoch gegen das selbst gegebene politische Mandat der ASten (siehe S. 9). Das Abdriften der aktiven, in Studentenvertretungen engagierten Studenten ins „Megapolitische“ ist jedoch nicht nur für NRW, sondern für gesamt Deutschland augenfällig. Ob das einer der Gründe für das immer größere (hochschul)politische Desinteresse und die jährlich schwindende Legitimationsbasis der Studentenvertretungen ist, läßt sich nur vermuten. Tatsache ist die jährlich geringe werdende Wahlbeteiligung jedenfalls, so auch bei den StuPa Wahlen an der HUB (siehe S. 5). Diese Entwicklung möchte der RCDS nutzen, um in den Studentenvertretungen, aus denen er in den letzten Jahren von linken Hochschulgruppen verdrängt wurde, wieder Fuß zu fassen, und entscheidend mitzuwirken (siehe S. 11).

Während für Deutschland die „freiwillige Abgabe“ der Mitsprache fortzuschreiten scheint, kämpfen französische und amerikanische Studenten um mehr Einflußnahme bei hochschulpolitischen Entscheidungen. Doch nicht nur diesem Problem widmen sich die Artikel unserer Titelgeschichte (siehe S. 29 bis 37). Sie beschreiben das allseits gepriesene Studiengebührenmodell der Universitäten der Vereinigten Staaten, seine Geschichte, seine Grundlagen, die dieses Modell erst möglich machen, seine Vorteile und vor allem seine Nachteile.

Viel Spaß beim Lesen, weiße Weihnachten und ein gutes Neues Jahr wünscht
Eure UnAuf



Standpunkt

UnAufgefordert

Die Studentenzeitung
an der Berliner Humboldt Uni.
Erstmals erschienen am 17. November 1989

Herausgeber:

StudentInnenparlament der HUB

Chefredaktion:

Franziska Busse (mit-c)

verantwortlich für diese Nummer:

Stefanie Gimmerthal, Frank Dalichow (Al Wur)

Redaktion:

Franziska Ahles (franziska), Beatrix Altmann (ix), Ingo Bach (ojoff), Stefan Beetz (atze), Sylvia Domes (HeLe), Christian Domnitz (cd), Antje Meinhold (rebus), Ulrich Miksch (ulli), Rüdiger Neick (roody), Benjamin Pichlmaier (godot), Sammi Sandawi (che), Jens Schley (jot), Thomas Schmid (ts), Ulrike Stangner (rike), Julia Trotha (Schah von Bla), Wolf-Christian Ulrich (antrobis), Sylvia Wassermann (sw)

Verantwortlich für Anzeigen: sw

Satz: atze

Kontakt:

Humboldt-Universität zu Berlin

Unter den Linden 6

10099 Berlin

Hauptgebäude Raum 3022

Tel.: 2093 2288, Fax.: 2093 2754

Öffentliche Redaktionssitzungen
montags um 18.00 Uhr im Raum 2095b.

Redaktionsschluß dieser Ausgabe:
23. November 1996

Druck:

FATA MORGANA Verlag

Brunnenstr. 181

10119 Berlin

gedruckt auf Recyclingpapier

Kürzel dürfen nur von Redaktionsmitgliedern verwendet werden. Alle Artikel geben die Meinung des jeweiligen Autors wieder.

Für alle Fakten besteht das Recht auf Gegendarstellung in angemessenem Umfang.

Nachdruck nach vorheriger Nachfrage möglich. Wir bitten um Quellenangabe und Belegexemplar.

Die Redaktion behält sich vor, Leserbriefe gekürzt zu veröffentlichen.

verantwortlich für die Farbe der Zeitung ist der jeweilige Autor des Fortsetzungsromans

Nächste Ausgabe:

UnAUFGEFORDERT Nr. 81

erscheint am 15. Januar 1997,

Redaktionsschluß ist der 5. Januar 1997.

Inhalt

TITEL

Made in the USA	S. 29
Im Zeitalter des Sparens	
Das amerikanische Hochschulsystem	S. 30
Georgetown University	
Eine amerikanische „Eliteuniversität“	S. 33
University of Connecticut	
Eine amerikanische „Durchschnittsuniversität“	S. 35
Neben mir die Sintflut	
Ein Vergleich Deutschland-Frankreich	S. 37

POLITIK

Njuhs	S. 4
„Wir sind nicht nur Studierende“	
Über die Schwierigkeiten,	
Politik an der Universität zu machen	S. 5
Die Eule der Minerva	
Verfassungsgerichtsklage gegen politisches Mandat	S. 9
Konservativer Outcast	
50 Jahre RCDS in Berlin	S. 11
Straftat: Unerwünscht sein	
Abschiebehaft in Berlin	S. 15
Unbedingt denunzierend	
Debattenbeitrag	S. 17

STUDIEREN

Njuhs	S. 18
Digitale Recherche	
Moderne Informationsangebote an der Unibibliothek	S. 19
Aufbaustudium einmal anders	
Stiftungskolleg der Robert-Bosch-Stiftung	S. 20

KULTUR

Auf der Bühne	S. 22
Grenzenloses Theater	
Die „Baracke“ vom DT und Kammerspiele	S. 23
Jazz-Festival	S. 24
Wie bewältigt man Vergangenheit?	
Zwei Bücher zu Auschwitz im Vergleich	S. 26
Bücherkiste	S. 27
Kino	S. 28

LEBEN

Humboldt, Freiräume und deroderdas Krähenfuß	S. 39
Gespräch mit Hilde Birnbaum	S. 40

REST

Der Weihnachtsmann	S. 38
Morgenduft, Rabattenzeit	
Der Fortsetzungsroman	S. 42
HeLes Plaudertasche	
Eiserne Bindungen	S. 43
Das Rätsel	S. 44
Tips und Termine	S. 46
Liebesbriefe	S. 47
Comic	S. 48

Nachruf

Prof. Dr. Dieter Cech

* 26. 3. 1944

+ 19. 11. 1996

Ein großer Verlust hat das Institut für Chemie an der Humboldt-Universität getroffen. Mit Bestürzung und Schmerz haben wir vom plötzlichen Tod unseres Kollegen und Freundes Dieter Cech erfahren.

Mit ihm verliert unser Institut einen herausragenden Wissenschaftler, dessen Wirken über Jahrzehnte mit der Humboldt-Universität verbunden war.

Nach dem Studium der Chemie an der HUB wandte sich Dieter Cech in seiner Diplomarbeit zunächst anorganischen Fragestellungen zu und promovierte dann bei Prof. Meinert über fluororganische Verbindungen. Das dabei entwickelte neue Verfahren zur Herstellung von fluorierten Nucleinsäurebausteinen legte den Grundstein für sein Interesse an der bioorganischen Chemie, deren Bedeutung er frühzeitig erkannte. Die Arbeit als Postdoc bei Prof. Holý in Prag, den er als eine für seine wissenschaftliche Laufbahn prägende Persönlichkeit ansah, beeinflusste seine wissenschaftliche Neigung nachhaltig. Gegen manchen Widerstand entwickelte er danach die Chemie von Nucleinsäurebausteinen an der HUB und verstand es, enge Kooperationen mit der Biologie, der Physik und der Medizin an unserer Universität und darüber hinaus aufzubauen und die internationale Fachwelt zu erreichen.

Als Lehrer ist es Prof. Cech gelungen, seine Begeisterung für die Chemie, besonders für die bioorganische und Biochemie auf die Studenten zu übertragen. Dies zeigt das große Interesse der Studenten an Diplom- und Doktorarbeiten in seinem Arbeitskreis, aus dem viele hervorragende Fachleute hervorgegangen sind.

Mit Leidenschaft und Toleranz hat Prof. Cech seine Überzeugungen über gesellschaftliche Entwicklungen vertreten. Er gewann die Achtung auch derer, die nicht mit seiner Auffassung übereinstimmten. Für seine Mitarbeiter war er Motor und Mittelpunkt, für seine Kollegen gesuchter Gesprächspartner und Freund.

Im Jahre 1990 wurde Prof. Cech zum Dekan des damaligen Fachbereichs Chemie gewählt. Mit Geschick und Durchsetzungsvermögen hat er in schwierigsten Zeiten für das Institut gearbeitet und gekämpft. Er trug maßgeblich zum Neuaufbau bei.

Dafür sind wir ihm alle zu Dank verpflichtet. Wir werden sein Andenken in Ehren halten und in seinem Sinn für die Entwicklung unserer Wissenschaft an unserem Institut und in Berlin weiterarbeiten. Unsere Anteilnahme gilt der Familie, seiner Frau und seinen beiden Töchtern.

Die Professoren, Hochschullehrer und Mitarbeiter des Instituts für Chemie

18. Bafög-Novelle

Einige Studierende der drei Berliner Universitäten haben beschlossen, gegen die 18. Bafög-Novelle eine Verfassungsbeschwerde einzureichen. Die Formulierung dieser Beschwerde übernimmt der Rechtsanwalt Bernhard Blankenhorn. Seiner Meinung nach verstößt die 18. Bafög-Novelle gegen Art. 12 (Ausbildungsfreiheit) und Art. 3 (Willkürverbot) des GG. Für alle Studierenden, die ihren Bescheid über ein vollverzinsliches Darlehen bekommen haben, gilt es jetzt, innerhalb eines Monats Einspruch dagegen einzulegen. In dem darauf folgenden Antwortschreiben wird dann zunächst mitgeteilt, daß dem Widerspruch nicht stattgegeben wird. Gegen dieses Antwortschreiben muß dann innerhalb eines Monats eine Klage erhoben werden.

Ähnlich den Verfahren zur Rückmeldegebühr wird es Musterprozesse geben, so daß es nicht für jeden Studierenden nötig ist, persönlich vor Gericht zu erscheinen. Wichtig ist auf jeden Fall, daß möglichst zahlreiche Klagen erhoben werden, und zwar auch von den Studierenden, die nicht beabsichtigen, daß Darlehen in Anspruch zu nehmen. Finanziert werden die Klagen durch die GEW sowie die Berliner ASten, so daß den Klägern in keinem Fall Kosten entstehen. Die Betreuung der Kläger erfolgt durch Herrn Blankenhorn. Obwohl die Klagen parallel vor dem Berliner Verwaltungsgericht und dem Bundesverfassungsgericht laufen sollen, rechnet Blankenhorn nicht mit einer Entscheidung innerhalb eines Jahres. Aus diesem Grund soll ein Antrag auf einstweilige Verfügung gestellt werden.

Exmatrikulationen

In diesem Wintersemester mußten, nach dem Stand vom 4. November 1996, 548 Studierende der Humboldt-Universität exmatrikuliert werden, weil sie gar keine oder zu wenig Rückmelde- bzw. Immatrikulationsgebühren gezahlt hatten.

Action!

Am 12. 12. 1996 findet an der HUB ein Aktionstag gegen Sozialkürzungen und Ausgrenzung statt. Unter dem Motto „Den Haushalt kippen – für eine Umverteilung von oben nach unten“ gibt es am Vormittag verschiedene Aktionen sowie eine Demonstration am Abend, zu der alle herzlichst aufgerufen sind. Nähere Auskünfte können beim RefRat eingeholt werden.

Anzeige

Einsteiger gesucht!

City Taxi

- Taxi-Schein-Ausbildung
- langjährige Ausbildungserfahrung

- immer auf dem neuesten Stand

Alt-Moabit 83

☎ 3 92 80 57

10555 Berlin

„Wir sind nicht nur Studierende!“



Im Februar wird an der HU wieder ein neues StuPa gewählt. Anders als in den Jahren zuvor könnte die nächste Wahl auch zu einer grundlegenden Richtungsentscheidung über die weitere Arbeit werden.

Als sich im Herbst letzten Jahres die Bundeswehr auf der Wiese vor der Universität Bonn traf, um dort ihren jährlichen Zapfenstreich zu zelebrieren, war dies für den AstA der Uni Bonn Anlaß genug, in einem Artikel in der AstA-eigenen Zeitung „basta“ gegen derartig martialische Rituale anzuschreiben. In derselben Zeitung war vorher ein Artikel über die Verhängung der Todesstrafe gegen den US-Journalisten Abu-Jamal erschienen und eine Reportage beschäftigt sich mit den CASTOR-Transporten nach Gorleben.

Nichts Ungewöhnliches möchte man meinen, derartige Themenbereiche sind auch in anderen Studentenzeitungen regelmäßig zu finden. Für drei Studenten der Uni Bonn waren diese Artikel aber Anlaß genug, ihren AstA zu verklagen. Und was vorher schon an den Universitäten in Münster, Dortmund, Wuppertal, Düsseldorf und Bochum durch klagende Studenten erreicht wurde, geschah nun auch in Bonn. Per einstweiliger Verfügung verbot das Verwaltungsgericht Köln den Bonner Studentenpolitikern, sich weiterhin zu allgemeinpolitischen Themen zu äußern. Sie dürfen, genau wie an den anderen genannten Unis, nur noch zu „unmittelbar und spezifisch hochschulbezogenen Themen“ Stellung nehmen.

Der juristische Streit um das allgemeinpolitische Mandat der Studentenschaft hat in Nordrhein-Westfalen inzwischen Verfassungsreife erreicht: der AstA der Uni Münster hat Verfassungsbeschwerde in Karlsruhe gegen die Beschneidung seines Mandats eingelegt (siehe Seite 9).

Nun sind derartige Vorgänge in Berlin kaum vorstellbar. Zum einen gibt das Berliner Hochschulgesetz den Studentenvertretungen eindeutig das Recht zum politischen Mandat (§ 18), zum anderen gibt es unter den aktiven Studenten in Berlin eine breite Übereinstimmung darüber, sich auch zu allgemeinpolitischen Themen äußern zu wollen und dazu auch aktiv zu werden.

Abdriften ins Megapolitische

Aber was sich in NRW derzeit vor allen Dingen über den Frust einiger konservativer Studenten entlädt (fast alle klagenden Studenten kommen aus den Reihen des RCDS), ist im Prinzip nur das Ergebnis einer langjährigen Entwicklung, die sich auch an den Berliner Universitäten widerspiegelt. Dieter Zimmer von der „Zeit“ sprach im Sommer angesichts der Protestaktionen der Berliner Studentenschaft von einem Abdriften der Studenten ins „Megapolitische“ und damit in Bereiche, in denen Politik belanglos wird. Tino Bargel, Sozialwissenschaftler an der Uni Konstanz, spricht wissenschaftlich differenzierter von einer Verschiebung der „politischen Koordinaten“ unter den Studenten. Neben einem allgemeinen Rückzug der Studenten von politischen Themen verzeichnet Bargel ein zunehmendes Desinteresse der Studenten, sich innerhalb der Hochschulen politisch zu engagieren (siehe Kasten).

Eine Entwicklung, die auch an der Humboldt-Universität konkrete Formen angenommen hat.

Nach dem Zusammenbruch des Studentenrates im Sommer 1992 war politisches Engagement unter den Studenten bereits tabu. An der ersten Wahl eines Studentenparlaments nahmen



Foto: Feilke

Protest 1996

ganze 5,8 Prozent der Studenten teil. Eine Erklärung für die sehr geringe Wahlbeteiligung liegt sicherlich in der damaligen Umbausituation der Universität, in der tausende Studenten neu in die Universität kamen und hier auf teilweise chaotische Strukturen stießen. Ein Jahr später, als mit der UStA (Unabhängige StudentInnenaktion) ein erster Generationsbruch seit der Wende unter den aktiven Studenten stattfand, gingen mehr als doppelt so viele Studenten zur Wahl. Die damals 2.727 wählenden Studenten suchten eine neue Form ihrer Vertretung. Der im Oktober 1993 eingesetzte RefRat als Sonderform eines AStAs etablierte sich endgültig, und die Arbeit in den lose gebündelten Referaten nahm konkrete inhaltliche Züge an. Doch die relative Euphorie dieses Jahres hielt nicht länger als eine Legislaturperiode. Das dritte Studentenparlament wurde nur noch von 9,5 Prozent gewählt und 1996 waren es dann wieder 5,9 Prozent. Den Negativrekord stellten die wahlmüden HU-Studenten nach vier Gremienwahlen in zwei Jahren dann zur Nachwahl im Sommer dieses Jahres auf: ganze 884 Studenten (3,2 Prozent) wollten noch wissen, wer sie da eigentlich universitätsweit vertritt.

Steigendes politisches Desinteresse

Nun kann man diesen starken Rückgang nicht nur mit einem steigenden politischen Desinteresse der Studenten begründen, einige Ursachen für den fehlenden Rückhalt der Vertreter bei ihren Studenten liegen auch in der Art studentischer Politikarbeit begründet.

Auf der einen Seite ist dabei die mangelhafte Verbindung zu den universitären Gremien zu sehen. Weder der RefRat noch das Studentenparlament haben es in den vergangenen vier Jahren geschafft, sich innerhalb der Humboldt-Universität einen Platz zu erobern, von dem sie gehört und akzeptiert werden. Die Versuche, die Arbeit in den Universitätsgremien mit denen im RefRat und Studentenparlament zu koppeln, scheiterten u.a. am fehlenden Durchsetzungsvermögen der Studenten und der nicht vorhandenen Bereitschaft, personenunabhängige Arbeitsmodelle aufzubauen und zu institutionalisieren. Und so passiert seit nunmehr vier Jahren das, was wohl auch an anderen Hochschulen üblich ist: Fast immer wenn ein Referat neu besetzt wird, bricht die gesamte Arbeit zunächst zusammen, da es scheinbar unmöglich ist, Erfahrungen und bereits vorgelegte Arbeitsergebnisse weiterzugeben. In Westdeutschland wurde dieses Problem durch die zum Teil jahrelange Anwesenheit von AStA-Politikern unterbunden, die zwar zum Teil erfolgreiche Arbeit leisteten, aber nach außen das typische Bild von „Funktionärs-ASten“ abgaben. An der HU wählte man deswegen ein Rotationsmodell, welches die Durchsetzung von typischen Funktionären verhindern sollte. Auf den darauf eintretenden chronischen Personalmangel einerseits und der jährlich notwendigen Neubesetzung der Referate fand allerdings auch der RefRat bisher keine überzeugende Antwort. Das daraus resultierende Defizit an kontinuierlich aufgebauter Arbeit führte innerhalb der an politischer Teilnahme interessierten Studentenschaft zu neuen Formen der Artikulation, die vom RefRat zunächst nicht aufgefangen werden konnten.

Eine tödliche Spirale

So bildeten sich aufgrund aktueller politischer Ereignisse 1993 die UStA und Ende 1995 ein erster Aktionsrat, die am Anfang teilweise konträr zur bestehenden Vertretung standen. Erst in vielen Diskussionen zum beiderseitigen Selbstverständnis und unter Vernachlässigung der eigentlichen Arbeit des RefRats haben jedesmal die zwei unterschiedlichen Arbeitsformen zu



Protest 1993

einer gegenseitigen Akzeptanz gefunden. Sonja Dreher, derzeit Fachschaftskoordinatorin im RefRat und damals im Aktionsrat, sieht hierin auch eine Quelle für die unkoordinierte Arbeit des Aktionsrat: „Wir hätten uns bei derartigen Anlässen auf inhaltliche Arbeit konzentrieren müssen, sind aber stets dem Druck des schnellen Reagierens erlegen.“

Auf der anderen Seite stehen die politikmüden Studenten. Sechs Jahre nach Beginn des Umbaus der Humboldt-Universität ist es auch hier fast unmöglich geworden, Studenten zur aktiven Teilnahme in ihren Vertretungen zu bewegen oder auch nur für mehr Verständnis der Arbeit in diesen Gremien zu sorgen. Gemeinsam mit den generellen Schwächen des Vertretungsmodells entsteht aus dieser „verbreiteten politischen Abstinenz der Studenten an ihren Hochschulen“ (Bargel) eine für den Fortbestand der Vertretungen fast schon tödliche Spirale: Weil die Studentenvertreter immer weniger Rückhalt von ihren Studenten bekommen, suchen sie sich dann auch Aktionsbereiche, von denen sie sich eine höhere positive Rückkopplung ihrer Arbeit versprechen. Und weil diese Aktionsbereiche in der Regel außerhalb des Kreises universitärer Probleme liegen, interessieren sich immer weniger Studenten für ihre Vertretungen. Der dadurch entstehende Legitimationsdruck und die aufgrund des chronischen Personalmangels exorbitant anwachsende Arbeitslast hat auch dem RefRat eine relative Arbeitsunfähigkeit beschert. Den einzelnen Referenten bleibt keine Zeit, neben der alltäglichen Arbeitslast noch gebührend auf die notwendige Entwicklung politischer Konzepte einzugehen.

Notwendige inhaltliche Auseinandersetzung

Der zu großen Teilen im Mai dieses Jahres neugewählte RefRat versuchte diesen Problemen mit neuen Konzepten zu begegnen. Zunächst möchte man seine Funktion als mobilisierendes Element unter den Studenten verstärken. Der vor einigen Wochen gebildete zweite Aktionsrat möchte sich im Gegenteil zu seinem Vorgänger vor der Organisation von Aktionen inhaltlich mit bestehenden Problemfeldern auseinandersetzen und hier auch mit dem RefRat eng zusammenarbeiten. In einem weiteren Schritt will man die derzeit herrschende Schlagseite bei allgemeinpolitischen Themen aufgeben und eine gleichberechtigte Verknüpfung dieser Themen mit originär universitären Inhalten verbinden. Heiko Rieth, seit Juli Referent für Lehre und Studium, erläutert die hinter diesem Versuch liegende Idee folgendermaßen: „Wir wollen einen Referentinnenrat schaffen, in dem sich um jedes Referat Arbeitsgruppen bilden können, die dann zu gesellschaftspolitischen als auch universitären Problemen arbeiten.“ Tangiert wird damit auch die noch vom alten RefRat entwickelte Bündnisidee, wie sie derzeit im „Bündnis gegen Sozialabbau“ (vom RefRat im Herbst 1995 initiiert) ausprobiert wird. Betrachtet man die rein theoretischen Möglichkeiten eines solchen Modellaufbaus, könnten sich hieraus tatsächlich neue Wege entwickeln. Allein die zu einer praktischen Umsetzung dieser Idee notwendige Zahl von Studenten scheint angesichts des beschriebenen modellimmanenten Personalmangels illusorisch.

Und ein Blick in die Realität zeigt, welch immense Kurskorrektur durch die neuen Referenten auf universitärem Gebiet zu leisten ist. Auf dem Gebiet der Hochschulpolitik zeigt sich überdeutlich, wie weit sich die Studentenschaft auch an der HU von ihrer Universität entfernt hat. Auf der StuPa-Sitzung im November gab es drei Kandidaten für den zeitweise verwaisten Posten des Referenten für Hochschulpolitik, nachdem ein Kandidat beim Studentenparlament Ende des Sommerse-

mesters auf keine Zustimmung stieß und das Amt über die Sommerpause kommissarisch fortgeführt wurde. Im November wurde dann mit Andreas Rüttenauer zwar ein neuer Referent gewählt, aber die vorangegangene Befragung der drei Bewerber zeigte, wie wenig konkretes den Mitgliedern des Studentenparlaments zum Thema Hochschulpolitik einfällt. Rüttenauer beispielsweise wurde nach seiner Meinung über den Bildungsstandort Deutschland gefragt und ob die Bundesrepublik bankrott sei. Zu Problemen der Humboldt-Universität kamen keine Fragen, hier haben die HU-Studentenpolitiker momentan scheinbar wenig mitzuteilen. Gelingt es dem RefRat sowie dem StuPa in den nächsten Monaten in diesem Punkt nicht, sowohl nach außen als auch nach innen die Verbindung allgemeinpolitischer mit hochschulpolitischen Themen glaubwürdig zu dokumentieren, dann droht eine Entwicklung, an deren Ende für den derzeit eindeutig links orientierten RefRat das politische Aus stehen könnte.

Integration politisch Andersdenkender

Denn neben dem zu lösenden Anspruch, ihre vordringlichen Aufgaben als Studentenvertretung mit gesellschaftspolitischen Fragestellungen zu verbinden, muß der RefRat noch mit einer weiteren Hürde fertig werden: Angesichts des desolaten Zustands der deutschen Hochschulen besitzen immer weniger Studenten noch Verständnis für den geforderten gesamtgesellschaftlichen Blick. Studenten wollen heute, geplagt von überquellenden Seminaren, überfüllten Bibliotheken und unklaren Berufschancen, zuerst ihre Probleme gelöst sehen, bevor sie sich für andere soziale Gruppen einsetzen; Bargel spricht von einer zunehmenden „Desensibilisierung gegenüber Themen der sozialen Gerechtigkeit und Solidarität“. Sonja Dreher wehrt sich gegen diese egoistische Beschränkung auf studentische Interessen: „Es kann nicht mehr nur um studentische Interessen gehen. Wir sind nicht nur Studierende!“ Dies ist angesichts der derzeitigen Wertekrise in der Gesellschaft si-

cher die eigentlich notwendige Aufforderung an die Studenten, stärker in die Gesellschaft hinein zu wirken. Andererseits bedeutet diese Aufforderung bei einer Achtung des momentanen Wandels in der politischen Meinungsführerschaft unter den Studenten aber auch eine weitere Kurskorrektur in der derzeitigen Arbeit des RefRats: die Öffnung für Studentengruppen, die sich lediglich aus konventioneller Sicht und unter rein pragmatischen Gesichtspunkten nur um universitäre Probleme kümmern wollen, aber doch noch in ein breites Meinungsspektrum integriert werden können. Dies ist um so notwendiger, als die so nichtbearbeiteten inneruniversitären Problemfelder auch von konservativen Hochschulgruppen besetzt werden könnten.

Tino Bargel beobachtet seit Jahren mit Sorge die Schwäche der bisher überwiegend linken Studentenvertretungen bei der Bearbeitung originär universitärer Probleme und ihrer zunehmenden Unfähigkeit, politisch andersdenkende Gruppen in ihre Arbeit zu integrieren. Und seine Vorhersage von 1993, daß diese Schwäche zunehmend von konservativen bis rechten Strömungen unter den Studenten zu einem totalen Machtwechsel ausgenutzt wird, hat sich in Göttingen bereits bewahrheitet. Nach 28 Jahren mußte der linke Göttinger AstA seine Macht an Studenten abgeben, die, wie es die neue Vorsitzende Carola Oeker sagt, „lieber studienrelevante Themen in den Mittelpunkt“ stellen wollen.

An der HU hat sich der RCDS (derzeit 5 Sitze im StuPa) mit einem „Wind of Change“ bereits zurückgemeldet. Er will u.a. „für eine stärkere Ausrichtung des Lehrprogramms an den wahren Bedürfnissen der Studenten“ eintreten. Purer Populismus, der aber bei vielen Studenten angesichts der desolaten Situation der HU auf fruchtbaren Boden fallen könnte.

Und Kai Ludwig, Präsidiumsmitglied des StuPas, sagte auf der Novembersitzung provozierend: „Stellt Euch doch mal vor, daß hier die Hälfte der Leute RCDS sind.“

jot

Wandel im politischen Bewußtsein

„Sowohl die Hochschulpolitik als auch die studentische Politik findet bei den westdeutschen Studierenden kaum Anklang, jedenfalls noch weniger als bei den ostdeutschen Studierenden.“ So lautete 1994 die nüchterne Erkenntnis der Arbeitsgruppe Hochschulforschung der Universität Konstanz. Zwei Jahre später fühlen sich die Konstanzer Sozialwissenschaftler, die seit nunmehr 13 Jahren an 20 ausgewählten deutschen Hoch- und Fachhochschulen das Themenfeld „Student und Politik“ untersuchen, in ihren bisherigen Aussagen bestätigt. Ungefähr die Hälfte der ca. 6.500 befragten Studenten in Ost und West gaben an, an ihrer Studentenvertretung „nicht interessiert“ zu sein. Für Tino Bargel, Leiter der Konstanzer Arbeitsgruppe, sind dies u.a. die Symptome eines deutlichen Wandels im politischen Bewußtsein der deutschen Studenten, der sich auch in einer geänderten Einstellung zu den Vertretungsmodellen der Studentenschaft äußert. Bargel: „Der Anspruch einer eigenständigen politischen Aufgabe der Studentenschaft, einer ‘studentischen Politik’ ist verloren gegangen. Studentische Politik und Themen der Hochschulpolitik finden bei nur noch wenigen Studierenden Interesse.“

Begleitet ist dieser Rückzug von aktiver Teilnahme an politischen Prozessen von einem deutlich meßbaren Wechsel in der politischen Meinungsführerschaft. Seit zwölf Jahren beobachten die Konstanzer einen sich immer deutlicher vollziehenden „Absturz von linken, reformerischen und alternativen Idealen und Überzeugungen in der Studentenschaft“. Bargel betont aber, daß konservative und konventionelle Haltungen unter Studenten auch vorher latent waren, aber nun aufgrund des langsamen Zusammenbruchs linker Identifikationsmodelle deutlicher zu Tage treten können und durch die ebenfalls meßbare höhere „politische Energie“ in diesen Gruppen zu einem Machtwechsel beitragen können. Im Zuge dieser Entwicklung haben die Konstanzer Sozialwissenschaftler bereits 1993 einen Prozeß feststellen können, der sich nun in Nordrhein-Westfalen in juristischen Streitfällen manifestiert: der Streit um das allgemeinpolitische Mandat. Zwei Jahre später hat sich der damals festgestellte Trend verschärft: bezeichneten 1993 noch 28 Prozent (West) und 29 Prozent (Ost) diese Aufgabe für ihre Studentenvertretung als „vordringlich“ purzelten die Zahl der Befürworter 1995 in den Keller: nur noch 5 Prozent der Befragten billigen ihrer Vertretung ein eindeutiges allgemeinpolitisches Mandat zu.

Der vollständige Datenalamach 1993-1995 zur Untersuchung „Studierende in den alten und neuen Bundesländern. Erfahrungen und Orientierungen.“ kann in der Redaktion eingesehen werden.

UnAufgefordert

Die Eule der Minerva



Politisches Mandat der StudentInnenschaft vor dem Bundesverfassungsgericht

Der seit Jahrzehnten schwelende Konflikt um die Frage, wieviel politisches Engagement einer StudentInnenvertretung zugesprochen werden darf, steht vielleicht schon bald vor der endgültigen Entscheidung. Seit Jahren prozessieren vor allem in Nordrhein-Westfalen (NRW) Gruppierungen wie der Ring Christlich Demokratischer Studenten (RCDS) gegen die zumeist von linken Gruppen getragenen ASten. Hierbei geht es vor allem um die nach Meinung der KlägerInnen widerrechtliche Anmaßung eines politischen Mandates. Dieses politische Mandat, wie es bundesweit nur im niedersächsischen sowie im Berliner Hochschulgesetz verankert ist, erlaubt es der gewählten StudentInnenvertretung, auch außerhalb des „üblichen“ Rahmens (Kultur, Sport, Hochschulpolitik) finanzielle Mittel für allgemeinpolitische Veranstaltungen zur Verfügung zu stellen, bzw. selber politisch aktiv zu werden. So sind, im Gegensatz zu fast allen anderen Bundesländern, in Berliner ASten Referate wie Ökologie, Antifa oder Internationales möglich, da diese durch §18 des Berliner Hochschulgesetzes unter den Aufgabenbereich einer StudentInnenvertretung fallen.

Krieg der Knöpfe

Diese fehlende Erweiterung der Kompetenzen in vielen Landesgesetzen führte in der Vergangenheit zu einer Reihe von Gerichtsprozessen, die sich zum Teil mit so aberwitzigen Fragestellungen wie dem Gebrauch des „sexistischen“ (aus der Anklageschrift) großen Binnen-ls in öffentlichen Publikationen der ASten beschäftigten. Während sich selbst der Bundesvorstand des RCDS von diesen „Schikanierungen“ distanzierte, wurden jedoch allein in Münster 16 Klagen aus dem RCDS-Umfeld gegen den dortigen AStA eingereicht.

Begonnen hatte diese NRW-weite Kampagne 1992 in Münster und Dortmund, wo der RCDS auf juristischem Weg versuchte, die Politik linker ASten in puncto Semesterticket zu verhindern. Begründung gegenüber dem Gericht war damals, daß die An- und Abreise von und zur Hochschule Privatsache sei und nicht in den Aufgabenbereich der ASten falle. Vielmehr stünden hinter der Forderung nach der Einführung eines Semestertickets ökologische Aspekte, was einer Wahrnehmung eines nicht vorhandenen politischen Mandates gleichkomme. Hier widersprach jedoch das zuständige Verwaltungsgericht, in dem es anerkannte, daß das Semesterticket sehr wohl im studentischen Interesse steht.

Beschwerde vor dem Bundesverfassungsgericht

Jedoch gingen nicht alle Klagen zugunsten der beklagten ASten aus. So kam es in der Vergangenheit zu einer Vielzahl von Prozessen, in denen die jeweiligen ASten zur Zahlung hoher Bußgelder verurteilt wurden.

Um diesem Treiben ein Ende zu bereiten, entschied sich nun der AStA der Universität Münster zur Einreichung einer Verfassungsbeschwerde vor dem Bundesverfassungsgericht (BVerfG). Diese Beschwerde bezieht sich auf einen unanfechtbaren Beschluß des Ober-

verwaltungsgerichts Münster, in dem der StudentInnenvertretung unter Androhung eines Ordnungsgeldes untersagt wird, weiterhin allgemeinpolitische Äußerungen zu tätigen (beanstandetes Gedicht siehe rechts). Ziel dieser Verfassungsbeschwerde soll es nun sein, die StudentInnenschaft endlich als grundrechtsfähig anerkennen zu lassen, und die damit verbundenen Rechte festzuschreiben.

Doch derzeit ist nicht damit zu rechnen, daß das BVerfG bundesdeutschen StudentInnenvertretungen einen allgemeinpolitischen Freibrief ausstellen wird. Dies geht auch aus einem umfangreichen Gutachten des renommierten Frankfurter Rechtsprofessors Erhard Denninger hervor (siehe dazu Kasten, auf der folgenden Seite). In dem im Auftrag der Landesregierung Nordrhein-Westfalens erstellten Rechtsgutachten vertritt Denninger zwar die Auffassung, daß die StudentInnenschaft eine Organisation ist, „die von der ihr durch die Rechtsordnung übertragenen Aufgabe her unmittelbar einem durch bestimmte Grundrechte geschützten Lebensbereich zugeordnet ist“, aber „das Demokratieprinzip und das Grundrecht der Meinungs- und Willensfreiheit“ es dem Staat verbietet, „Pflichtkörperschaften einzurichten, deren Mitgliedschaft an besondere Eigenschaften des Bürgers (in unserem Fall das Studieren) anknüpft, die aber gleichwohl ein Verhältnis der

Eines der vom OVG-Münster beanstandeten Gedichte:

Beamte!

Tut Eure Pflicht!

Aber nicht

an sogenannten Abschiebehäftlingen.

Sondern:

Verweigert Euch solange,
bis Alle sich verweigern.

Nur so könnt Ihr dem Ruf des Deutschen Beamten Gutes zufügen...



Reuter

allgemeinen Repräsentation begründen soll. Hieraus folgt, daß der Pflichtverband 'StudentInnenenschaft' sich nicht mit Repräsentationsanspruch zu beliebigen politischen Fragen äußern darf."

Hieraus ergibt sich, daß das BVerfG zwar den allgemeinpolitischen Anspruch der ASten unterstreichen, aber im gleichen Atemzug die verfaßte StudentInnenenschaft, die auch in einschlägiger Literatur bereits als „Grundrechtsverletzung durch Zwangskörperschaft“ bezeichnet wird, in Frage stellen könnte, da diese nach Denninger zwar verfassungsrechtlich möglich, jedoch keineswegs verfassungsrechtlich verbindlich sei.

Was das Thema der AStA-Publikation betrifft, wäre es Denningers Meinung nach durchaus möglich, unter Wahrung des Prinzips der Pluralitätssicherung im Rahmen „humanitärer, ökologischer und sozialer“ Themen Stellung zu nehmen. Diese Themen leitet Denninger aus den normativen Grundaussagen des Grundgesetzes (speziell Art.1 Abs.1 und Art.20a) ab, und sie sind somit auch der StudentInnenenschaft sowie deren Organwaltern (AStA-Mitglieder) zuzusprechen.

Was jedoch die Erwirkung dieser Freiräume vor dem BVerfG betrifft, sehen dies viele RechtsexpertInnen anhand der derzeitigen Verfassungsbeschwerde eher skeptisch. So ist HUB-Präsident und Staatsrechtler Hans Meyer davon überzeugt, daß sich das BVerfG bei dem zu entscheidenden Sachverhalt auf einen Nebenkriegsschauplatz zurückziehen wird. „Wahrscheinlich ist, daß aufgrund der immensen Überlastung des Bundesverfassungsgerichtes lediglich eine Kammer des Gerichtes über die Frage entscheidet; und zwar nur darüber, ob das vom Oberverwaltungsgericht Münster verhängte Bußgeld mit dem Urteil harmonisiert, daß das Bußgeld angedroht hat.“

Sollte sich das Urteil, mit dem nicht vor Ende nächsten Jah-

res zu rechnen ist, wider Erwarten doch ausführlich mit der Thematik auseinandersetzen, brächte dies zwangsläufig auch eine Diskussion um die vielerorts vollzogene Teilung zwischen Hochschulpolitik und sogenannter allgemeiner Politik mit sich. Ob diese Teilung dann sinnvoll oder praktisch vollziehbar ist, bleibt ausschließlich der Interpretation der RichterInnen überlassen und wird somit dem politischen Diskurs entzogen. Zwar erscheint es wenig sinnvoll, daß es Hochschulpolitik verboten sein soll, die Frage zu stellen, wohin z. B. die Gelder fließen, die nun schon seit Jahren aus den Hochschulen herausgezogen werden; aber die Tatsache, daß es sehr viele Menschen gibt, die für eine strikte Trennung plädieren, sollte Indikator dafür sein, daß vor beinahe unumstößlichen juristischen Entscheidungen der politische Diskurs stehen sollte.

Jedoch ist bereits seit Jahren besonders unter StudentInnen eine vielleicht noch viel bedrohlichere Tendenz zu spüren. Die vollzogene politische Selbstkastration seitens der rund 90 Prozent NichtwählerInnen bei Hochschulwahlen raubt selbst den wenigen hochschulpolitisch Tätigen jegliche Legitimation zur Artikulation studentischer Interessen. Hinzu kommt eine ausgeprägte Polarisierung einer Vielzahl der studentischen Gruppen, was sich zwangsläufig wieder auf die Wahlbeteiligung niederschlägt (siehe hierzu Artikel auf Seite 5 dieser Ausgabe).

Ziel muß es sein, politische Auseinandersetzungen wie die um das politische Mandat zuerst innerhalb der Gruppe der StudentInnen zu lösen, und nicht, wie auch im politischen Geschäft mittlerweile üblich, mit dem Bundesverfassungsgericht Russisches Roulette zu spielen. Doch bereits Hegel wußte, daß die Eule der Minerva erst mit Einbruch der Dämmerung ihren Flug beginnt.

che

Zusammenfassung des Rechtsgutachtens von Erhard Denninger:

I. Möglichkeiten und Grenzen einer Bindung der Hochschulaufgaben an „humanitäre, ökologische und soziale Grundsätze“.

1. Der Landesgesetzgeber kann bei der Aufgabenbestimmung der verfaßten StudentInnenenschaft unter Verweisung auf die normierte Aufgabenbestimmung der Hochschule daran anknüpfen.
2. Eine Bindung der Hochschulaufgaben an „humanitäre, ökologische und soziale Grundsätze“ ist innerhalb der verfassungsrechtlichen Grenzen grundsätzlich möglich.
3. Der Gesetzgeber kann unter Verweis auf die normativen Grundaussagen des Grundgesetzes (Art. 1 Abs. 1 und Art. 20a) Forschungstätigkeiten verbieten, welche die Menschenwürde verletzen oder die natürlichen Lebensgrundlagen zerstören oder nachhaltig gefährden.
4. „Humanitäre Grundsätze“ müssen mindestens umfassen: Das friedliche Zusammenleben der Völker, die Wahrung elementarer Menschenrechte, Ächtung von ABC-Massenvernichtungswaffen, Verbot eines Angriffskrieges sowie der Minderheitenschutz.

II. Zum hochschulpolitischen Mandat der verfaßten StudentInnenenschaft.

1. Die Einbindung der StudentInnen in einen Pflichtverband zur Erfüllung der gesetzlichen Aufgaben ist legitim. Verfassungsrechtlich geboten ist es jedoch nicht.
2. Eine Überschreitung des gesetzlichen Aufgabenkreises seitens eines AStAs ist kein Verstoß gegen das Grundrecht eines Körperschaftsmitgliedes aus Art. 2 Abs. 1 GG.
3. Die verfaßte StudentInnenenschaft ist einem grundrechtlich geschützten Lebensbereich unmittelbar zugeordnet. Die Ausbildungs- sowie die Wissenschaftsfreiheit begründen und begrenzen den studentischen Aktionsradius.
4. Die Aufgabenwahrnehmung der StudentInnenenschaft erfolgt im politischen Bereich im wesentlichen durch die Abgabe von Meinungsäußerungen. Die Grenzen der Meinungsäußerungen ergeben sich aus den Aufgaben der Hochschule.
5. Das Demokratieprinzip und das Grundrecht der Meinungs- und Willensfreiheit verbietet es dem Staat, Pflichtkörperschaften einzurichten, deren Mitgliedschaft an besondere Eigenschaften des Bürgers (in unserem Fall das Studieren) anknüpft, die aber gleichwohl ein Verhältnis der allgemeinen Repräsentation begründen soll. Hieraus folgt, daß der Pflichtverband StudentInnenenschaft sich nicht mit Repräsentationsanspruch zu beliebigen politischen Fragen äußern darf.
6. Die aufgabenwidrige Verwendung von Haushaltsmitteln bedeutet keinen Eingriff in das Eigentumsrecht der Verbandsmitglieder.
7. Im Rahmen einer Publikation des AStAs ist es unter Wahrung des Prinzips der Pluralitätssicherung möglich, zu humanitären, ökologischen und sozialen Grundsätzen Stellung zu nehmen.

Konservativer Outcast?



50 Jahre RCDS

Seit nunmehr 50 Jahren mimt der „Ring Christlich Demokratischer Studenten (RCDS)“ in Berlin mehr oder weniger den konservativen Buhmann und ist damit der älteste politische Studentenverband in Deutschland. Auf die eine oder andere Weise mischte er während der Zäsuren in der Berliner Studentengeschichte mit – ob nun 1946, 1968 oder 1989. Trotz manch politischen Dissens bei dem einen oder anderen bietet er so eine interessante Projektionsfläche für Schlaglichter aus der Geschichte der Berliner Studentenschaft.

„Gegen Kommunisten zusammenhalten!“

Die genaue Geburtsstunde ist Auslegungssache, der Ort war jedenfalls die Berliner Universität, die nach Kriegsende nicht mehr Friedrich-Wilhelms- und noch nicht Humboldt-, sondern schlicht Linden-Universität geheißen wurde. Die organisatorischen Formen der politischen Studentenarbeit war in der Viersektorenstadt eine Frage der jeweiligen Besatzungsmacht. Bei den Amerikanern und Briten war die Gründung von eigenständigen Studentengruppen möglich, während sie in der sowjetischen Besatzungszone nur als Gliederungen der zugelassenen Parteien gestattet waren. Im Gegensatz dazu untersagten die Franzosen jegliche Parteiunterorganisationen.

1946 entstand gemeinsam mit der CDU eine entsprechende Jugendorganisation, die als CDU-Studentengruppe an der (in der sowjetischen Zone gelegenen) Berliner Uni präsent war.

Bei der Wiedereröffnung 1946 war es ein Mitglied dieser Studentengruppe, der namens der Studentenschaft ein Gelöbnis auf die Demokratie sprach – Georg Wradzilo. Im Gegensatz zu heutigen Berliner Studentenvertretungen waren Mitte der vierziger Jahre die CDU-Studenten ein wesentlicher Mehrheitsfaktor.

Mitglieder des StuRa waren damals auch Prof. Ernst Benda und Klaus Schütz, die kürzlich auf einer Veranstaltung an der TU über die Anfänge des RCDS philosophierten: der eine Mitglied der CDU, der andere Sozialdemokrat. Und beide sollten später bei einer anderen Zäsur der Studentenbewegung in Berlin wieder ein Wörtchen mitreden – diesmal auf der anderen Seite. Auf dem Höhepunkt der Studentenunruhen 1968/69 war Benda Bundesinnenminister und Schütz Regierender Bürgermeister von Berlin.

Zunächst jedoch spürten beide den Druck politischer Macht als Verfolgte, nicht als Verfolger. Benda war 1948 Vorsitzender der Berliner CDU-Hochschulgruppe – der Vorläuferorganisation des RCDS –, „zu einer Zeit, als der Streit um die Linden-Uni auf dem Höhepunkt war“. Die Einflußnahme der sowjetischen Behörden nahm stetig zu. Der StuRa, der statt wie gewünscht, nicht von der SED dominiert war, wurde zum erstenmal der

Im Januar 1946 wurden 2863 Studenten an der Berliner Universität immatrikuliert.

Foto: Archiv



reaktionäre Buhmann. Georg Wradzilo war schon Ende 1947 wegen seiner angeblichen Nazivergangenheit in Bautzen inhaftiert worden und der Druck nahm zu. Benda erzählt, daß 1948 mehrere StuRa-Mitglieder relegiert wurden, weil sie zum Streik aufgerufen hätten; auch er selbst sei als „Scheinstudent und Provokateur“ verfolgt worden.

Dieser Druck von außen und die schlechten Studienbedingungen der Anfangszeit, als Kleidungs- und Nahrungsbeschaffung viel wichtiger als Hochschulpolitik waren, habe unter den politischen Studentengruppen außerhalb der SED den Konsens geschaffen, „sich gemeinsam gegen die Diktatur zu wehren“, faßt Benda zusammen. Auf diesem Wege gelangte auch der sozialdemokratische Student Klaus Schütz in den StuRa Unter den Linden. „Damals mußten noch viele CDU-Mitglieder für mich stimmen“, sagt Schütz. „Wir mußten doch alle gegen die Kommunisten zusammenhalten.“

Die Auseinandersetzungen endeten bekanntlich mit dem Auszug vieler Professoren und Studenten (darunter fast aller StuRa-Mitglieder) nach Dahlem im amerikanischen Sektor, wo dann die Freie Universität entstand. „Wir StuRa-Mitglieder waren diejenigen, die am vehementesten die Einrichtung einer freien Universität forderten“, erinnert sich Schütz. Der damalige Bürgermeister Ernst Reuter habe sie noch davor gewarnt, aus dem Nichts eine Universität zu schaffen. „Er fragte uns, ob wir uns das auch gut überlegt hätten“, berichtet Schütz. „Die Hoffnung auf eine baldige Überwindung der Teilung der Stadt war noch groß.“

Angst vor Prügel

Diese Hoffnung trog, und aus dem Provisorium Freie Universität wurde eine Dauereinrichtung, die in den 60er Jahren zu einer der größten Universitäten Deutschlands überhaupt avancierte – und zu einer der unruhigsten und mit am weitesten links stehenden. Der antidiktatorische Konsens unter den Studentengruppen der Anfangszeit war längst zerbrochen.

Der aus den sozialdemokratischen Studentengruppen hervorgegangene Sozialistische Studentenbund (SSB) und andere linke Gruppierungen hatten in den Studentenvertretungen das Sagen, für den 1951 gegründeten RCDS, der sich nun als eigenständige Studentengruppe mit Nähe zur CDU verkaufte, fiel nur die Rolle des konservativen Provokateurs ab. Während die gegen den Vietnamkrieg protestierenden Studenten auf den Straßen „Ho-Ho-Ho-Chi-Minh“ skandierten, lud der RCDS den proamerikanischen südvietnamesischen Botschafter in Deutschland zu einer Diskussionsveranstaltung ein. Kein Wunder, daß „wir oft Angst hatten, verprügelt zu werden“, wie es ein alter RCDSler beschreibt.

Angst vor Gewalt von den bösen Linken hatte auch Ursula Besser, ehemalige RCDSlerin, die Ende der 60er Jahre für die CDU im Abgeordnetenhaus saß. An der

Technischen Universität habe sie sogar wirklich Prügel einstecken müssen. „Daraufhin wurden die Hochschulgesetze so geändert, daß Abgeordnete nicht mehr verhaften werden durften.“

Auch für etwas linkere Politiker war es nicht leicht, mit den Berliner Studenten zu diskutieren. Der SPD-Politiker Schütz erinnert sich ungenau an seine Treffen mit ihnen in seiner Rolle als Regierender Bürgermeister. „Das waren keine Diskussionen, sondern ein immerwährender Schlagabtausch.“ Die ablehnende Haltung der Westberliner Bevölkerung gegenüber den Studenten sei immer größer geworden, vor allem wegen ihrer antiamerikanischen Tendenzen, sagt Schütz. Die Bindungen an die „Schutzmacht“ seien damals so stark gewesen, daß „sich die Berliner mehrheitlich für den Beitritt zur USA als 51. Bundesstaat entschieden hätten, wenn das möglich gewesen wäre.“

Andererseits waren die Vereinigten Staaten auch für die Studenten mehr als ein Feindbild – in vielen Dingen sogar zugleich ein Vorbild. „Hier passierte an den Hochschulen dasselbe, was anderthalb Jahre zuvor in Berkeley passierte“, ist sich Schütz sicher. Das hatte für diejenigen, die von der Regierungsseite gegen die Unruhen vorgehen sollten, durchaus Vorteile. Ernst Benda erklärt warum: „Anfangs hatte unsere Polizei nur wenig Erfahrungen. Das änderte sich, als wir uns das Handbuch der entsprechenden Behörden aus Berkeley besorgten,

wie die mit den Krawallen umgegangen waren. So konnten wir immer vorhersehen, was in den nächsten vier Wochen an den deutschen Universitäten passieren würde.“

Neben dem Vorbild USA mußten auch Verschwörungstheorien herhalten, um die Ursachen für die Studentenunruhen zu erklären. Frau Besser meinte, daß „die Westberliner Universitäten massenhaft von Ostberliner Studenten unterwandert gewesen“ seien. „Die DDR hatte an dieser Unterwanderung ein vitales Interesse.“ Kamen die Ursachen tatsächlich nur von außen?

Endlich erinnerte ein emeritierter Professor aus dem Auditorium daran, daß die Gründe für den „Aufstand einer ganzen Generation“ ja wohl auch in Deutschland zu suchen seien. „Notwendige Reformen der Hochschulen wurden damals versäumt – und sind das bis auf den heutigen Tag. Unsere Generation hat die jungen Leute von damals ohne Antwort gelassen.“

Karriere im Griff?

Heute ist von den politisierten und radikalisierten Studentenprotesten der 60er Jahre nicht mehr viel zu spüren. Zu den Studentenparlamentswahlen an Berliner Universitäten geht nicht mal mehr jeder Zehnte, um die politisch engagierten Studenten herum wird es einsam. Karrieredenken und der schnelle Studienabschluß werden immer wichtiger. Allerdings

kann die Mitgliedschaft im RCDS auch – und wie viele Insider berichten: vor allem – ein wichtiger Pluspunkt für die Kaderakte sein. Ob nun für Heiner Geißler oder Dieter Schäuble, für Kanzleramtsminister Friedrich Bohl oder Wissenschaftssenator Peter Radunski – hier fiel der Startschuß für so manche politische Karriere.

Die Herren des Rings wechselten oft. Einer von ihnen ist Michael Kunert, von 1990–93 Landesvorsitzender des RCDS Berlin und noch immer mit der aktivsten Kämpfe in seinen Reihen. Auch er sieht die günstige Ausgangsposition für die politische Karriere („Nun ja, die fände man hier schon!“). Trotzdem wehrt er sich gegen den Begriff „Kaderschmiede“.

Den Ruf als CDU-Partei-Zelle ist der RCDS bis heute nicht losgeworden. Und das liegt nicht nur an den politischen Karrieren, die hier begannen. Die personelle, finanzielle und ideelle Verzahnung mit der CDU ist eng. Man ist sich in den Grundpositionen einig, vor allem „im christlichen Wertekanon, obwohl nicht mehr so viele Theologiestudenten kommen wie früher“, sagt Kunert. Heute rekrutiert sich der RCDS vor allem aus den betriebswirtschaftlichen und ingenieurwissenschaftlichen Fachbereichen. In Berlin gäbe es 200 bis 300 RCDS-Mitglieder, so genau wisse man es nicht, weil die Zahl „fluktuiert“ – im Klartext: einige kommen, schnuppern und springen wieder ab.

Für Kunert sind die personellen Verbindungen vor allem ein Vorteil: „Über die ehemalige RCDS-Mitglieder in der CDU nehmen wir Einfluß auf die Hochschulgesetzgebung.“ Und auch die Partei verläßt sich auf ihre christlich-demokratischen Studenten. In den 80er Jahren prägte der damalige Generalsekretär Heiner Geißler den Begriff der „Speerspitze der CDU an den Universitäten“, obwohl „wir uns selbst eher als Speerspitze der Universitäten in der CDU verstehen“, meint Kunert.

Und es gäbe auch schon mal inhaltliche Differenzen, denn wie die meisten studentischen Gruppen lehne auch der RCDS die von konservativen Hochschulpolitikern geforderten Studiengebühren und Regelstudienzeiten ab. In der Regel funktioniert das Verhältnis zur CDU aber gut. Der RCDS ist generell auf Spenden angewiesen. Und die kommen zum größten Teil aus der Schatulle der CDU.

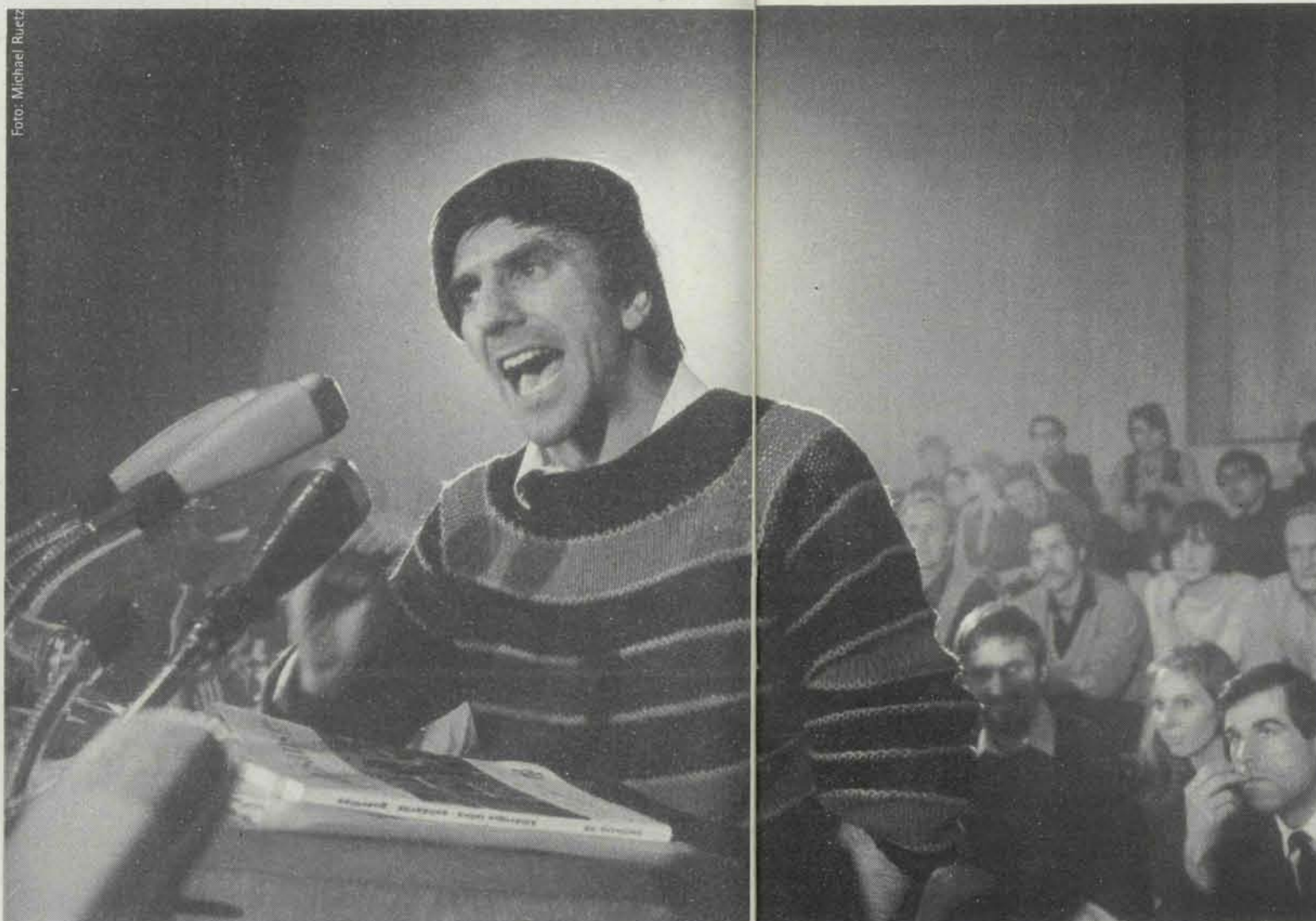
Der Nachteil dieser engen Beziehung ist jedoch, daß der RCDS von den Studenten für die Politik der CDU verantwortlich gemacht, d.h. allzu oft bestraft wird.

Daß der RCDS seit Jahrzehnten in keinem AstA mehr mitspielen darf, ist auch für Michael Kunert hart. „Da kann man schon in die depressive Ecke geraten.“ Für ihn hat dieser Zustand jedoch vor allem strukturelle Gründe. Die FU, die seit Jahren den Ruf hat, besonders links zu sein, sei dafür ein Beispiel. Dort hätten sich in der Vergangenheit besonders viele linke Studenten immatrikuliert. Außerdem seien viele Wehrdienstverweigerer aus dem Bundesgebiet nach Berlin gekommen, weil man hier eben nicht zur Bundeswehr mußte.

Und ausgerechnet an der Universität, wo vor 50 Jahren die Wurzeln des RCDS geschlagen wurden, an der Humboldt-Universität, hat es der Ring auch nicht leicht. Von den 60 Sitzen im Studentenparlament hat der RCDS gerade mal fünf inne. „Die ersten Jahrgänge der HU sind noch immer mehrheitlich Studenten, die aus der ehemaligen DDR stammen“, begründet Kunert. „Es ist sehr unwahrscheinlich, daß die den RCDS wählen.“

Dabei habe der RCDS im Gegensatz zu allen anderen politischen Studentengruppen in der Bundesrepublik die Wiedervereinigung „vorbehaltslos“ gewollt – „natürlich unter freiheitlich-demokratischen Vorzeichen“. Hässisch berichtet er über den

Foto: Michael Ruetz



Lieblingsfeind nicht nur des RCDS: Rudi Dutschke

Skandal um einen AStA-Vorsitzenden der FU, der im Oktober 1989 namens des AStAs eine „Grußbotschaft zum 40jährigen Bestehen der DDR“ an Erich Honecker übermittelt hatte. Zwar habe sich der FU-AStA später davon distanziert, aber das sei nur durch Druck des RCDS zustande gekommen, erklärt Kunert.

Auch nach der „Wende“ bleibt der Ring seiner Rolle als konservativer Outcast treu. Als sich Ende 1990 die überwältigende Mehrheit der Studentenschaft der Humboldt-Universität gegen die Abwicklungspläne der damaligen Berliner Bildungssenatorin Riedmüller-Seel u.a. mit einem zweitägigen Warnstreik zur Wehr setzte, diktierte der RCDS-Vorsitzende Kunert den Journalisten folgende Stellungnahme in die Mikros: „Warnstreiks sind sicherlich der falsche Weg. Dies führt zu falschen Solidarisierungen mit den Kräften der SED-Machthaber von gestern. Teilabwicklungen einzelner Bereiche der Hochschule sind ein gangbarer Weg, wenn danach ein unabhängiger und freier Wiederaufbau der Fachbereiche gewährleistet ist.“

Auch danach bleibt das Verhältnis zu den linken ASten angespannt. In den Studentenvertretungen werde der RCDS bewußt ausgegrenzt, klagt Kunert. „In den Finanzausschüssen wird keiner von uns geduldet. Dort ist man lieber unter sich und kann so unkontrolliert z.B. Studentenvertreter auf AStA-Kosten zu einem Kongreß nach Nicaragua schicken.“ Oder es seien mit den Geldern der Studenten Aufrufe wie „Waffen für El Salvador!“ gestartet worden.

Deshalb hat sich der RCDS als eine Hauptforderung auf die Fahne geschrieben, daß die verfaßte Studentenschaft nur noch ein hochschulpolitisches Mandat besitzt und kein allgemeinpolitisches mehr, die Studentenbeiträge also nur noch für soziale und hochschulpolitische Belange verwendet werden dürfen.

Lieblingsfeindbilder

Beide Seiten pflegen die jeweils andere als ihr Lieblingsfeindbild. RCDS-Wahlplakate seien z.B. von „indoktrinierten Linksradikalen“ regelmäßig abgerissen worden. „Umgekehrt kam das aber nie vor!“, versichert Kunert. Um dann hinzuzufügen: „Aber wenn eines unserer Plakate vom politischen Gegner überklebt war, habe ich das wieder mit unseren überklebt.“ Manchmal gab es auch handfesten Ärger. Im Sommer 1990 brach man in die neu eingerichtete RCDS-Geschäftsstelle im ehemaligen FDJ-Zentralratsgebäude ein und beschmierte die Wände mit Sprüchen wie „Nieder mit dem RCDS!“ – unterschrieben war das Ganze mit „Autonome“.

Mehr Erfolg hat der RCDS mit seinen Serviceangeboten für Studenten: „Wir betreiben den größten (computergestützten) Studienplatztauschdienst und eine Praktikumsbörse. Das kommt bei den Kommilitonen gut an“, sagt Kunert. Und dann ist da noch der erwähnte Karrierekick. Um den Einstieg ins Berufs- oder Politleben für engagierte RCDSler noch leichter zu machen, hat sich vor zwei Wochen nach dem Vorbild der Alten Herren in den Burschenschaften ein „Akademischer Ring ehemaliger RCDS-Mitglieder“ gegründet. Ernst Benda formuliert es so: „Man muß Seilschaften pflegen, das ist nichts Negatives!“

Tatsächlich nicht, wie es scheint! Auf der erwähnten Diskussionsveranstaltung an der TU berichtete eine FU-Vertreterin des RCDS, es gäbe eine berechtigte Hoffnung, schon bei den Studentenparlamentswahlen Anfang 1997 den FU-AStA mitbestimmen zu können. Ob das nur das Pfeifen im Walde ist oder tatsächlich eine reale Hoffnung, wird sich bald erweisen.

ojoff

Populismus à la RCDS



Foto: Archiv

Straftat: Unerwünscht sein



Abschiebehaft in Berlin

Der Betonklotz liegt in einer Kleingartensiedlung in Köpenick – Grünau. Das Eisentor öffnet sich erst, nachdem ich vor einer Sprechanlage Name und Anliegen vorgetragen habe. Ein stacheldrahtumwehrter Korridor führt zu dem Gefängnisgebäude. An der nächsten Tür verlangt eine Polizeibeamtin den Personalausweis. Die für den von mir besuchten Häftling mitgebrachten Sachen lege ich in eine Kiste. Selbstgekochte Speisen unterliegen einem Mitbringverbot. In der Besucherzelle bin ich durch eine dicke Glasscheibe von Tekle getrennt. Die Verständigung erfolgt durch ein in die Scheibe eingelassenes Gitter. Ich muß mich herunterbeugen, um dieses Gitter zu erreichen. Von beiden Seiten dringen die Stimmen der anderen Besucher an mein Ohr.

Tekle sitzt nicht hinter Gittern, um für eine Straftat im eigentlichen Sinn zu büßen, er verweigert lediglich seine Ausreise. Seine Haft soll ausschließlich der „Sicherung“ der Abschiebung und damit einer Erleichterung der Tätigkeit der Ausländerbehörden dienen.

Denn ein(e) Ausländer/in ist zur Ausreise verpflichtet, wenn er/sie keine erforderliche Aufenthaltsgenehmigung besitzt (§ 42 Abs. 1 AuslG). Kommt der Ausländer oder die Ausländer/in dieser Pflicht nicht nach oder liegen Gründe der öffentlichen Sicherheit und Ordnung vor (z. B. wenn der/die Ausländer/in straffällig geworden ist), so darf der/die Ausländer/in nach § 49 AuslG abgeschoben werden. Die Berliner „Erfolgsstatistik“ verzeichnet – laut Informationen des Landespresseamtes – 4000 bis 5000 abgeschobene Menschen jährlich.

Vor dem tatsächlichen Akt der Abschiebung wird der/die Ausländer/in meist erst einmal inhaftiert. Diese Inhaftierung kann der Vorbereitung zur Abschiebung oder der Sicherung des/der Inhaftierten dienen. Die Aufforderung an den Ausländer oder die Ausländer/in, das Bundesgebiet zu verlassen, erfolgt während der sogenannten Vorbereitungshaft (§ 57 I AuslG). Diese Vorbereitungshaft darf nicht länger als 6 Wochen dauern. Als Inhaftierungsgrund kann dabei das Fehlen eines festen Wohnsitzes angeführt werden.

Davon abzugrenzen ist die Sicherungshaft, die nach § 57 II AuslG die zwangsweise Durchsetzung der Ausweisung, die Abschiebung, gewährleisten soll. Die Sicherungshaft setzt voraus, daß der/die Ausländer/in vollziehbar ausreisepflichtig ist, d.h. nicht die erforderliche Aufenthaltsgenehmigung besitzt, und einer der noch folgenden Haftgründe (§ 57 II S. 1 AuslG) greift. Es spielt dabei keine Rolle, ob die Haftgründe fahrlässig oder vorsätzlich erfüllt wurden. Ein Haftgrund ist erfüllt, wenn ein(e) vollziehbar ausreisepflichtige(r) Ausländer/in seinen/ihren Aufenthaltort wechselt, ohne dies der Ausländerbehörde zu melden (Ziffer 2). Wenn der/die Ausländer/in schon einmal zu einem für die Abschiebung angekündigten Termin nicht erschienen ist (Ziffer 3) oder sich schon einmal auf „andere Weise“ einer geplanten Abschiebung entzogen hat (Ziffer 4), kann er/sie in Sicherungshaft genommen werden. Die größte praktische Bedeutung hat die

UnAufgefordert



AuslB: taz
Foto: Erik-Jan Ouwerkerk

„Drinne tigert Adnan in der Zelle auf und ab. Zehn Schritte vor und zu-

Ö
V
S
n
t

sc
lic
ge
da
st
be
H
ui
St

Generalklausel des § 57 II S.1 Ziffer 5 AuslG, wonach der „begründete Verdacht“ des Untertauchens zwingend zu Abschiebehaft führt. Untermauert wird dieser Verdacht z.B. dadurch, daß der/die Ausländer/in nicht die ausreichende Summe für eine freiwillige Ausreise besitzt. Hat der/die Asylbewerber/in seine Mitwirkungspflichten während und nach dem Asylverfahren verletzt, das heißt wurde er/sie beispielsweise außerhalb des zugewiesenen Aufenthaltsortes angetroffen, wird er/sie ebenfalls in Haft genommen. Insbesondere die mehrfache Asylantragstellung unter verschiedenen Namen oder Straftaten während des Aufenthaltes in der BRD (z.B. Verstöße gegen Aufenthaltsbeschränkungen im Zusammenhang mit einem unerlaubten Einsatz für eine verbotene Organisation wie die PKK) dienen als konkrete Anhaltspunkte für einen „begründeten Verdacht“.

Im Polizeigewahrsam Köpenick „sitzen“ überwiegend Asylbewerber/innen, die trotz Ablehnung ihres Antrages nicht die BRD verlassen wollen. Auch Ausländer/innen, die ohne gültige Personalpapiere von der Polizei aufgegriffen werden, werden ebenfalls bis zur Klärung ihrer Identität der Abschiebehaft „zugeführt“.

Die Anordnung der Haft – einer Maßnahme des Freiheitsentzuges – muß das Landeseinwohneramt Abteilung Ausländerangelegenheiten (Ausländerbehörde) vor dem Amtsgericht des zuständigen Wohnbezirkes beantragen (in Berlin ist gesamtstädtisch das Amtsgericht Schöneberg zuständig). Die Haftdauer hängt im wesentlichen davon ab, ob der/die Ausländer/in aktiv an der Abschiebung mitarbeitet; insbesondere daß er/sie an der Beantragung seiner Heimreisepapiere mitwirkt. In der Regel will der/die Asylbewerber/in die Heimreise gerade nicht antreten und verweigert somit die erforderlichen Unterschriften. Diese Weigerung führt regelmäßig zur Anordnung der Höchstdauer der Haft von 18 Monaten. Dies bedeutet 1 ½ Jahre für das „Vergehen“ eines/einer Nichtdeutschen, in Deutschland wohnen zu wollen. Die unterschiedliche Zuweisung bei der Überprüfung aufenthaltsrechtlicher Fragen an die Verwaltungsgerichte und Verhängung von Freiheitsentzug an die Zivilgerichte führt wegen der begrenzten richterlichen Prüfungskompetenz in Freiheitsentzugsverfahren im Einzelfall zu einer Inhaftierung von Personen, deren Abschiebung aus tatsächlichen oder rechtlichen Gründen (z. B. weil ihnen im Herkunftsland die Todesstrafe droht oder andere Abschiebungshindernisse im Sinn des § 53 AuslG vorliegen) nicht erfolgen kann.

Gegen die richterliche Anordnung der Inhaftierung besteht die Möglichkeit nach § 7 I Freiheitsentzugsgesetz innerhalb von zwei Wochen sofortige Beschwerde beim Landgericht einzulegen. Diese Beschwerde wird aber häufig erst nach Ablauf der Haftzeit bearbeitet und deshalb das Rechtsmittel für unzulässig erklärt. Eine inhaltliche Überprüfung der Hauptsache, der Haftandrohung, erfolgt in diesen Fällen nicht.

Während die Haft Richter/innen beim Amtsgericht Schöneberg bislang als „Erfüllungsgehilfen“ der Ausländerbehörde bereit-

willig die gewünschte Haftlänge anordneten, so ist nun eine Änderung der Rechtsprechung zu bemerken: Zum Beispiel wurde Tekles Haftentlassung angeordnet, weil der Richter das Bemühen der Ausländerbehörde, die Heimreisepapiere zu beschaffen, als nicht ausreichend empfand. Als Reaktion auf diese humanere Rechtsprechung versucht die Ausländerbehörde häufiger der vorzeitigen Haftentlassung entgegenzuwirken, indem sie vor Gericht lügt, daß der/die betroffene Asylbewerber/in bislang eine falsche Identität angegeben habe.

Das Glück, nicht bis zum Abtransport weggesperrt zu sein, bleibt für die Entlassenen vielfach ein zwiespältiges. Tekle wurde nachts um 0.00 Uhr ohne Geld und ohne Informationen über sein weiteres Schicksal vor die Tore des Abschiebeknastes gestellt. Vom Landeseinwohneramt hätte er eine Grenzübertrittsbescheinigung erhalten können, die besagt, daß sich die in der Bescheinigung genannte Person illegal im Land aufhält. Die dieser Situation angemessene Duldung nach §§ 55, 56 AuslG erhalten ausreisepflichtige Asylbewerber/innen in der Regel nicht. Tekle zog es vor ohne Papiere in die Illegalität zu tauchen. Seine Situation ist kein Einzelfall.

Die Asylbewerber/innen fliehen oft gerade vor der Folter in ihren Heimatländern, und sehen sich in der deutschen Abschiebehaft erneut einer Psychofolter ausgesetzt. Das Strafvollzugsgesetz, dem der Ablauf in Justizvollzugsanstalten unterliegt, gilt nicht für den Polizeigewahrsam, stattdessen soll die Polizeigewahrsamsordnung den trüben Alltag in der Grünauerstraße 140 regeln. Die Praxis entspricht jedoch kaum dem ersten Gebot der Verordnung, die Ausländer/innen angemessen und menschenwürdig zu behandeln. Die Häftlinge sind in vergitterten Zellen zu acht Personen unterschiedlicher Nationalitäten zusammengepfercht. Freigang ist auf täglich eine Stunde reduziert. Ein Fernseher bietet die einzige Beschäftigungsmöglichkeit. Fehlende Dolmetscher/innen und fehlende neutrale Beratung machen es ihnen meistens unmöglich, Bescheide und Hafturteile in Behördendeutsch zu verstehen. Nach dem Asylbewerberleistungsgesetz (AsylBLG) haben auch Personen, die vollziehbar zur Ausreise verpflichtet sind, Anspruch auf Leistungen zur „Deckung persönlicher Bedürfnisse des täglichen Lebens“, d.h. Kleidung, Gesundheits- und Körperpflegemittel und einen Geldbetrag von monatlich 80,- DM. An diese Vorschrift fühlte sich die Senatsverwaltung für Soziales zunächst jedoch nicht gebunden, sondern schloß in einer „Ausführungsverordnung für die Gewährung von Leistungen nach den Vorschriften des Asylbewerberleistungsgesetz“ Abschiebehäftlinge von dem nach dem Gesetz leistungsberechtigten Personenkreis aus. Erst aufgrund einer verwaltungsgerichtlichen Anordnung berücksichtigte die Senatsverwaltung den vollen Umfang des Gesetzes ab Mai 1994 in ihrer Ausführungsverordnung.

Die Inhaftierung von Ausländer/innen bei reinem Verwaltungsunrecht, wie es die Verweigerung der Ausreise durch die Betroffenen darstellt, ist mit der Unantastbarkeit der Menschenwürde und dem Grundrecht auf persönliche Freiheit unvereinbar. Zudem verstößt diese Praxis gegen Artikel 31 I der Genfer Flüchtlingskonvention, die in der BRD 1954 in Kraft trat, wonach die Staaten verpflichtet sind, in aller Regel keine Strafen gegen Asylsuchende wegen unrechtmäßiger Einreise zu verhängen. Abschiebehaft ist das letzte Glied in einer Reihe von Gesetzen und Verwaltungsverfahren zur Abschottung Deutschlands gegen Menschen in Not. Es gilt, sie zu verhindern.

Kirsten Wiese
Arbeitskreis kritischer JuristInnen

Literatur:

Herzlich Willkommen?
Reader des Arbeitskreises kritischer JuristInnen Freiburg zum Asyl- und AusländerInnenrecht

Abschiebehaft
Berlin – Endstation
Deutschland
Reader der Initiative gegen Abschiebehaft
Juli 1995

Antrag der Fraktion
Bündnis 90/Die Grünen vom 17.04.96
„Menschenrechtlich orientierte Asyl- und Flüchtlingspolitik“
(Drucksache 13/4379)

Initiative

Die Initiative gegen Abschiebehaft bemüht sich seit April 1994 den Lauf der Abschiebemaschinerie zu durchbrechen, indem sie Abschiebehäftlinge besucht und betreut und versucht, die Schikane der Haft einer breiten Öffentlichkeit preiszugeben. Sie trifft sich jeden ersten und zweiten Montag im Monat um 19.30 Uhr im Asien- und Afrikainstitut R 113 Luisenstr. 54/55. Infos: Initiative gegen Abschiebehaft, Klopstockstr. 31, 10557 Berlin, Tel. 4516237.

Unbedingt denunzierend



Boris Salomon zu einem Artikel in UnAufgefordert Nr. 77 („Verwechslung von Tatsachen“)

An Form und Inhalt der im Artikel dargebotenen Tatsachen läßt sich oft unmittelbar die Quelle ausmachen, aus der der Autor geschöpft hat. In wessen Auftrag übrigens? Meine erste Erwiderung richtet sich auf Informationen des Autors, hinter denen offenbar ein Literaturwissenschaftler an der HU steht, der in der SED-Grundorganisation der damaligen Sektion Germanistik eine führende Rolle gespielt hat. Mit diesem Germanisten, der für einen kurzen Zeitraum für Mielkes Organisation tätig war, bevor er selbst in deren Fadenkreuz stand, habe ich allerdings Gespräche führen können, in denen dieser mir die Argumente des Autors nahezu wörtlich präsentiert hat.

Die mir bekannten Berichte von Herrn Lenk, alias IM Weber, waren und sind schlicht „unbedingt denunzierend“ und nicht „eher schmiereriger und ekliger Natur“. Die mir vorliegenden Dossiers aus der Feder Lenks zeichnen sich durch eine nahezu unmenschliche Akribie aus, deren einzige Emotion die des vorausseilenden Gehorsams ist, und die für so manchen Bespitzelten das Ende der Karriere, wenn nicht gar Schlimmeres, zur Folge hatten.

Daß Lenk seine IM-Tätigkeit offenbart hat, ist nicht darauf zurückzuführen, daß „die Mutmaßungen über seine frühere Nebentätigkeit bei der Stasi“ hinreichend „weit gediehen“ wären. Lenks Stasi-Aktivitäten wurden durch den erwähnten Germanisten der HU dem DAAD mitgeteilt. Lenks Strategie war daraufhin ein Rückzugsgefecht mit Abstreiten, Verharmlosungen und der in diesen Fällen sattem bekannten Opferrolle. Nach einer Aussage einer früheren Leiterin des Germanistischen Instituts der Uni Helsinki habe Lenk ihr bei Vorhaltung eines entsprechenden Verdachts zunächst noch „offen ins Gesicht gelogen“. Lenk war zu jenem Zeitpunkt Schriftleiter des „Ginko-Baumes“, eines germanistischen Jahrbuchs für Nordeuropa, das zunächst am DDR-Kulturzentrum, später am Germanistischen Institut der Uni Helsinki, herausgegeben wurde. Diese Aktivität, war nach der Wende vom DAAD finanziert worden und wurde auch, nachdem sich der Stasi-Verdacht gegen Lenk erhärtete, vom DAAD weiter finanziert. Zugleich aber erging an das Germanistische Institut seitens des DAAD der Rat, mit Rücksicht auf die internationale Leserschaft des Ginkgo-Baumes, entweder Herrn Lenk von seiner leitenden Funktion zu entbinden oder einer Verlegung des Ginkgo-Baumes an die Universität Tartu/Dorpat zuzustimmen, wo der DAAD einen offenbar politisch unbelasteten Lektor stationiert hatte.

Nach Auflösung der DDR war Herrn Lenks Lektorat zunächst allein vom finnischen Unterrichtsministerium finanziert worden. Die Uni Helsinki entschied sich zu einem späteren Zeitpunkt, alle außeruniversitär finanzierten Lektorate ohne Ausschreibung in universitätseigene Stellen überzuleiten. Zu keinem Zeitpunkt hätte ich mit Herrn Lenk, wie im Artikel behauptet, um diese personen-gebundene Stelle konkurrieren können. Lenk hat nie, wie behauptet, auf meiner Stelle gesessen. Für seine Stelle, das „DDR-Lektorat“, kamen nur DDR-Germanisten in Frage. Auch die Behauptung, daß ich mich im Zusammenhang mit der Umwandlung des von Lenk verwalteten Lektorats in eine Planstelle 1995 mit der Bitte um Hilfe an die HU gewandt haben soll, ist falsch. Mir ist auch nie ein abschlägiger Bescheid in dieser Sache zugegangen.

Ein weiterer Fehler unterläuft dem Autor des Artikels, wenn er sich mit Herrn Lenks Dissertation beschäftigt. Ihr Titel lautet nicht „Pressesprache in israelischen Zeitungen“. Vielmehr widmete sich seine Dissertation den Presseberichten in westdeutschen Zeitungen zum Thema Libanon-Krieg. Titel: „Persuasionsstrategien in der Manipulation. Handlungsstrukturanalysen von Kommentaren der BRD-Presse“ (HU, 1987). Dieser Text enthielt aber in der Tat

schärfste Attacken gegen Israel und seine „imperialistische, zionistische“ Außenpolitik. Dieser Text stand seit 1987 in der Germanistischen Bibliothek der Universität Helsinki. Offenbar aufmerksam geworden durch einschlägige Lenk-Zitate im Zusammenhang mit einem Kolloquium zum selben Thema, an dessen Organisation Lenk beteiligt war, führte eine Abordnung der jüdischen Gemeinde Helsinki mit dem da-

maligen Kanzler der Uni Helsinki Gespräche. Und es wurde auch der in Finnland akkreditierte Botschafter Israels an der Universität vorstellig. Die Leitung der Uni Helsinki sah sich jedoch nicht zu einer Entfernung Lenks aus seinem Amt veranlaßt, auch nicht, als ihr ein Gutachten des Zentrums für Antisemitismusforschung (TU Berlin) vorgelegt wurde, in dem zusammenfassend festgestellt wurde, daß es sich bei Lenks Arbeit um eine Kampfschrift mit antisemitischen Positionen handele.

Was den sogenannten anonymen Brief angeht, so ist mir anläßlich einer Lehrerversammlung an der Uni Helsinki ein solches Exemplar zu Gesicht gekommen. Ich war aber nicht Verfasser dieses Briefes. Ich habe meine Argumente eher herausgeschrien, als sie hinter vorgehaltener Hand und mit der Bitte um Anonymität zu verbreiten.

Schließlich wird mein Forschungsantrag als „Faktensammeln gegen die Person Lenk“ bezeichnet. Träfe die Behauptung, ich wolle lediglich eine persönliche Fehde austragen, zu, dann wäre darüber wohl kaum ein öffentlicher Streit ausgebrochen. Es ist falsch, daß ein von mir bei der Gauck-Behörde gestellter Antrag mit Verweis auf einen unwissenschaftlichen Ansatz abgelehnt worden ist. Richtig ist vielmehr, daß 1994 ein von mir eben in dieser Behörde beantragtes Forschungsprojekt genehmigt worden ist.

Anders als der Autor ortet der ehemalige Dekan des Fachbereichs Germanistik der HU als Gegenstand meines Forschungsprojektes diesen Fachbereich und/oder einzelne Mitglieder des Fachbereichs. Natürlich ist man sich dann einzig in der Ablehnung meines Archivnutzungsantrages, weil das „gravierende Belastungen“ für politische Verstrickte mit sich bringen würde. Damit wird Datenschutz zum Täterschutz umfunktioniert.

Im übrigen besitze ich nicht die finnische Staatsbürgerschaft, sondern bin deutscher Staatsbürger.

Boris Salomon

Anzeigen

books in
Berlin

english & american literature

Kelling u. Solomon GbR · Tel & fax 313 12 33

Goethestr. 69 · 10625 Berlin-Charlottenburg

Bücher
Software

SPRACHEN

Audio
Video

Joachim Letsch

Blissestr. 62 – 10713 Berlin

Tel. 821 08 59



Veranstaltungsreihe Gentechnik – Wer Wie Was? des Gen-ethischen Netzwerks

jeden zweiten Donnerstag im Monat
Beginn: 19.30 Uhr
Ort: Kommode 140/142

Do., 9.1.1997

Patentiertes Leben – privates Leben
Gentechnologie und Patentierung
Referent: Christoph Then, Tierarzt, Fachreferent für Landwirtschaft bei Bündnis 90/Die Grünen im Bayrischen Landtag, Sprecher der Initiative „Kein Patent auf Leben“.

Entscheidend für die Einführung der modernen Bio- und Gentechnologien in die Landwirtschaft sind nicht nur das Pro und Contra einzelner Forschungspro-

jekte, die sogenannten „Chancen und Risiken“. Die Gründe sind auch in allgemeinen Marktmechanismen zu finden, deren Wirkungen weitgehend unabhängig von den technischen Fragestellungen gesehen werden können. Grundlage des Vortrags ist die These, daß diese Ebene – und hier vor allem das Patentrecht – derzeit die eigentlich treibende Kraft bei der Einführung der Gentechnologie in der Landwirtschaft und bei der Erzeugung von Lebensmitteln ist.

Durch das Patentrecht kommt es zu einer systematischen Begünstigung der gentechnisch erzeugten gegenüber den konventionell hergestellten Produkten. Wettbewerbsverzerrung, Verdrängungsprozesse und Neugestaltung der Erzeuger- und Vermarktungsstrukturen sind die zwangsläufige Folge. Die These wird mit anschaulichen Beispielen aus der Tier- und Pflanzenzucht verdeutlicht.

Informationen der Allgemeinen Studienberatung

Bewerbungstraining

Die Allgemeine Studienberatung bietet gemeinsam mit dem Arbeitsamt wieder ein Bewerbungstraining an. Es besteht aus einem Vortrag zur Vorbereitung der Bewerbung (Termin: Mittwoch, 15. Januar, 14 – 18 Uhr) und einem später stattfindenden Training zum Vorstellungsgespräch (mit Videounterstützung). Anmeldung bei Herrn Walter, Tel. 2093-2615.

„Arbeitswelt Medien“

Über den zukunftssträchtigen Arbeitsmarkt im Medienbereich können sich Studierende am Mittwoch, d. 15. Januar 1997, informieren. Ab 10 Uhr stehen zunächst Vertreter/innen aus den verschiedensten Branchen (Presse, Rundfunk, Fernsehen, Verlage, Agenturen u.a.) in einem ca. zweistündigen Podiumsgespräch – natürlich mit Gelegenheit zu Anfragen – im Senatsaal (Hauptgebäude) zur Verfügung. Daran werden sich dann kleinere und speziellere Gesprächsrunden anschließen. Dabei können u.a. auch Absolvent(innen) der Humboldt-Universität über ihre Erfahrungen auf ihrem Weg in die „Arbeitswelt Medien“ befragt werden. Und ein Pressecafé soll es auch noch geben ...

Bewerbungen zum Sommersemester

Der Bewerbungszeitraum für das kommende Sommersemester läuft noch bis zum 15. Januar. Bitte beachten Sie das aktualisierte Studienangebot der Humboldt-Universität, zu erhalten bei der Allgemeinen Studienberatung, Hauptgebäude Zi. 2008.

Frauencafé im Krähenfuß

Am Donnerstag, den 12. Dezember 1996 findet ab 20.00 Uhr im Frauencafé im Krähenfuß ein Märchenabend statt. Jeder, der kommt, möchte bitte sein Lieblingsmärchen mitbringen, damit die Märchen im Laufe des Abends vorgelesen werden können.

Am Donnerstag, den 19. Dezember 1996 wird ab 20.00 Uhr der Film „Frauen am Rande des Nervenzusammenbruchs“ vorgeführt.

Änderungen vorbehalten

UnAufgefordert

Anzeigen

Leben und Einkaufen im Prenzlauer Berg

**KÄTHE KOLLWITZ
BUCHHANDLUNG**

G m b H

Öffnungszeiten:

Mo-Fr 09.00-19.30

Sa 10.00-14.00

Danziger Straße 59 10435 Berlin

Telefon 030/443 40 003

Telefax 030/443 40 006



Naturkost
Naturwaren
Bistro
Partyservice

Mo-Di, Fr 9-18.30 Uhr
Do 9-19.00 Uhr
Sa 9-13.00 Uhr

Hufelandstr. 22
Prenzlauer Berg
Tel. 424 97 45

10407 BERLIN/PRENZLAUER BERG

OBLOMOW

TEE

LADEN&STUBE

KÄTHE-NIEDERKIRCHNER-STR. 15

UCKERMARKT

regionale ökologische Produkte

Greifenhagener Straße 23, 10437 Berlin

☎ 030 / 445 74 90

Mo-Fr 9.00-18.30 Uhr

Do 9.00-19.00 Uhr; Sa 9.00-13.00 Uhr

Foto: Kracheel

Digitale Recherche



Moderne Informationsangebote an der Humboldt-Universität

Im Zeitalter von INTERNET, Datenautobahn und Multimedia wird die Orientierung in der kontinuierlich wachsenden Informationsflut zunehmend schwieriger. Gleichzeitig gewinnt der problemlose Zugang zur gewünschten Information ständig an Bedeutung. Die Universitätsbibliothek der Humboldt-Universität trägt dieser Entwicklung durch die Bereitstellung moderner Informationsangebote Rechnung. Das sind von der UB betreute CD-ROMs im HU-Netz, Online-Datenbanken verschiedener Datenbankanbieter (HOSTs) und der Zugang zum INTERNET mit seiner enormen Informationsfülle und Vielfalt.

Eine sehr attraktive Form der Online-Recherche, die jetzt auch an der Humboldt-Universität genutzt werden kann, bietet FIRSTSEARCH. Das ist ein menügeführtes Online-Recherche-System des Datenbankanbieters OCLC (Online Computer Library Center/USA) mit derzeit ca. 50 Datenbanken, das allen MitarbeiterInnen und Studierenden der Humboldt-Universität kostenlos zur Verfügung steht. Auch unerfahrene EndnutzerInnen können mit dem Suchsystem Literaturrecherchen erfolgreich durchführen.

Der Verbindungsaufbau zu FIRSTSEARCH ist sowohl über das Rechnernetz der Universitätsbibliothek als auch über ihre Homepage im INTERNET möglich. Die zur Einwahl erforderlichen Codes (Authorization, Password) stellt die Universitätsbibliothek den MitarbeiterInnen und Studierenden der HU in Form von Suchkarten zur Verfügung. Die von der UB ausgegebenen Antragsformulare für die Suchkarten müssen von den Instituten oder Arbeitsgruppen der HUB abgestempelt und unterschrieben werden. Alle anderen Bibliotheksbenutzer können Suchkarten in der Ortsleihe der Zentralen Universitätsbibliothek zum Preis von 1,50 DM je Suchfrage erwerben, wobei Suchkarten mit 10, 25 und 50 Suchfragen je Suchkarte abgegeben werden. FIRSTSEARCH stellt damit eine wesentliche Erweiterung der Informationsmöglichkeiten an der Humboldt-Universität dar.

Bereits seit mehreren Jahren bietet die Universitätsbibliothek in ihrer Informationsvermittlungsstelle (IVS) die Nutzung von ca. 1 000 Online-Datenbanken verschiedener Hosts an. Die Nutzung dieser Datenbanken erfordert aber die Kenntnis der jeweiligen Datenbankstruktur und die Beherrschung der Rechtersprache des jeweiligen Hosts. Deshalb werden diese Recherchen von MitarbeiterInnen der IVS gemeinsam mit den KundInnen durchgeführt. Für MitarbeiterInnen und Studierende der Humboldt-Universität sind Online-Recherchen mit bis zu 150 Quellen nachweisen zur Zeit noch kostenlos. Die Attraktivität dieser Informationsrecherche liegt in ihrer unerreichten hohen Effektivität, die sich u.a. aus dem besonders umfangreichen

Rechercheinstrumentarium ergibt. Vor einer Online-Recherche sollten die Suchbegriffe sorgfältig ausgewählt werden, was nicht nur Kosten spart sondern auch den Rechercheerfolg erhöht.

Die Recherche in CD-ROMs kann völlig selbstständig durchgeführt werden. Sie ist kostenlos und als Übung für Online-Recherchen besonders geeignet. Die

Universitätsbibliothek verfügt über eine steigende Zahl fachbezogener und fachübergreifender CD-ROMs (z.Z. 60), die im Universitätsnetz angeboten werden und vom PC am Arbeitsplatz recherchiert werden können. Von den fachübergreifenden CD-ROMs sind besonders wichtig:

SCIENCE CITATION INDEX
SOCIAL SCIENCE CITATION INDEX
ARTS and HUMANITIES CITATION INDEX

In diesen Werken werden auch die vom Autor zitierten Quellen angegeben. Damit kann nach Publikationen gesucht werden, deren Autoren eine bestimmte Arbeit zitiert haben. Diese Recherche beantwortet damit Fragen zu Strukturen und Feldern in der Forschung.

Das INTERNET bietet eine Fülle von Informationsquellen, ist aber auch noch mit etlichen Schwierigkeiten belastet, die das Auffinden von Fachinformationen erschweren. Das sind die Vielfalt der Datenstrukturen und Originalsprachen sowie die Probleme der Leitungsstabilität des Netzes. Die thematische Suche im INTERNET erfordert Fachkenntnis.

Den Benutzern der Universitätsbibliothek stehen verschiedene moderne Informationssysteme zur Verfügung, die in ihrer Gesamtheit den Zugang zu aktueller Fachinformation weltweit gewährleisten. Um den der Universitätsbibliothek den Zugang zu den CD-ROMs und dem INTERNET sowie die Arbeit mit FIRSTSEARCH zu erleichtern, werden von der IVS Kurzanleitungen und Infos erstellt. Auch Anfänger können mit dem Material sofort Recherchen durchführen. Ab Dezember 1996 bietet die Zentrale Universitätsbibliothek Schulungen für die Nutzung von CD-ROMs und FIRSTSEARCH an.

Interessenten können sich auf Anmeldeformulare in der UB eintragen. Ihre Universitätsbibliothek

Anzeigen

Vorsicht Bücher!

Im Antiquariat von Olaf Niedersatz
Architektur • Philosophie
Naturwissenschaften • Kunst
Technik • Jura • Medizin

Ackerstr. 156
U8 Rosenthaler Platz

Tel.: 508 858 89

tägl.: 11.00-18.00

manchmal auch Ankauf

PS: Unsere Schreiberlinge mögen uns vor der Rechtschreibreform bewahren!

Salamat

Arabische Küche

Inhaber
Osama Said

Partyservice
Falafel-Schawarma

Neues Geschäft
in Mitte:
Oranienburger Str. 38
Lychener Straße 9
10437 Berlin
Fon (030) 4 42 59 69

Infos:

Universitätsbibliothek
Humboldt-Universität zu Berlin
Dorotheenstr. 27
10117 Berlin
Informationsvermittlungsstelle (IVS)
Monika Dahl
Tel: 2093-3226
Herbert Laubvogel
Tel: 2093-3227
Fax.: 2093-3207
e-mail:
herbert = laubvogel @ unibib.hu-berlin.de

UnAufgefordert

...die Schule:

Gasteiner Str. 3
10717 Berlin
(Nähe U-Bhf.
Berliner Str.)
Lernen
kann auch
Spaß machen!



☎ 861 06 78



Aufbaustudium einmal anders

Stiftungskolleg für Internationale Aufgaben

Nach dem Studium den Berufseinstieg im Bereich der internationalen Zusammenarbeit finden? Institutionen wie die EU, die OSZE, die Weltbank, aber auch sogenannte Nichtregierungsorganisationen einmal von innen kennenlernen? Mit einem Stipendium ausgerüstet einfach ein Jahr lang einmal reinschnuppern und trotzdem in Eigenverantwortung an einem selbstkonzipierten Projekt arbeiten können? Diese Arbeit mit einem Auslandsaufenthalt verbinden? Eine in Osteuropa oder im Nahen Osten gesprochene Fremdsprache dazulernen? Dazu eine Vor- und Nachbereitung in Gestalt eines interdisziplinär ausgerichteten Kolloquiums mit hochkarätigen Referenten aus der Praxis? Wovon ich eigentlich nachts träume?!

Seit September 1995 ist diese Idee kein Traum mehr. Mit dem „Stiftungskolleg für Internationale Aufgaben“ der Robert-Bosch-Stiftung etablierte sich – einmalig in Deutschland – ein Postgraduiertenprogramm, das jungen Hochschulabsolventen aller Fachrichtungen die Möglichkeit bietet, über den Weg einer praxisorientierten Vorbereitung den Einstieg in eine Tätigkeit mit internationaler Ausrichtung zu finden. Voraussetzung: deutsche Schulbildung, gute Sprachkenntnisse, erste Praktika, Auslands-erfahrung und die Einhaltung eines Höchstalters von 30 Jahren.

Im Mittelpunkt des dreizehn Monate dauernden Kollegs stehen die Projekte der zwanzig Teilnehmerinnen und Teilnehmer. Ausgerichtet auf zwei Schwerpunktregionen – Osteuropa sowie den Nahe Osten und Zentralasien – soll eine Fragestellung bearbeitet werden, die im Zusammenhang mit den Schwerpunktregionen steht. Gegenwartsbezug, praktische Relevanz und vor allem die Erstellung von umsetzbaren Lösungsansätzen sind wesentliche Bestandteile dieser Projektarbeit. Die Umsetzung der einzelnen Vorhaben erfolgt im Rahmen einer oder mehrerer Tätigkeiten in verschiedenen Institutionen im In- und Ausland, die direkt oder indirekt von dieser Problemstellung betroffen sind.

Nach einer Auswahl mit persönlichem Vorstellungsgespräch am Sitz der Robert-Bosch-Stiftung in Stuttgart bekam ich im Frühjahr 1995 die erfreuliche Nachricht, in den ersten Jahrgang des Stiftungskollegs aufgenommen worden zu sein. Ich hatte mich mit einem Projekt beworben, das die Auswirkungen des Friedensprozesses im Nahen Osten auf die Zusammenarbeit zwischen deutschen und palästinensischen Nichtregierungsorganisationen untersuchen sollte. Müssen deutsche Organisationen in ihrer Kooperation mit palästinensischen Partnern jetzt Veränderungen vornehmen und wenn ja, welche? In Hinblick auf einen Aufenthalt in Israel und den IBG (den von Israel besetzten und teilautonomen palästinensischen Gebieten) wurde mir nahe gelegt, meine Arabischkenntnisse zu vertiefen und einen Anfängerkurs in Hebräisch zu belegen. Die Kosten würden von der Bosch-Stiftung übernommen. Noch in Berlin begann ich, Abendkurse in beiden Sprachen zu besuchen, und mich auf die erste vierwöchige Kollegphase vorzubereiten, die im September 1995 in Bonn stattfinden sollte.

Zum Selbststudium flatterten Materialien aus Stuttgart ins Haus, aus denen ich Referate anfertigen sollte. In der Zwischenzeit begann ich zu planen: Wo würde ich meine Praktika ableisten? Wer würde mich bei sich arbeiten lassen? Wie könnte ich mein Projekt am sinnvollsten umsetzen? Würde ich während meines vorgesehenen Aufenthaltes in Jerusalem auch einen Praktikumsgeber finden?

Anfang September fuhr ich endlich zur Teilnahme an der Kollegphase I nach Bonn. Ich bekam jetzt ein Stipendium und traf voller Neugier auf die anderen Teilnehmerinnen und Teilnehmer.

Da saß ich nun als Politologin zwischen einem Volkswirtschaftler, einer Lehrerin, einer Hydrologin und einem Ingenieur. Das Interesse aneinander stieg um so mehr, als die einzelnen Projektvorhaben vorgestellt wurden. Das Pressewesen in Rumänien sollte z.B. untersucht, die Wasserverteilung im Nahen Osten hinterfragt, interkulturelle Probleme der Managerfortbildung in Rußland beseitigt, die Telekommunikation in Tschechien vorange-

trieben und die Luftqualität in Teheran analysiert werden. Vier Wochen saßen wir Tag und oft auch Nacht zusammen und arbeiteten uns gemeinsam über Referate und Arbeitsgruppen in Probleme und Methoden der internationalen Zusammenarbeit ein. Wir diskutierten uns die Köpfe mit hochkarätigen Fachleuten aus der Praxis heiß oder konfrontierten den Entwicklungshilfeminister Spranger mit unangenehmen Fragen. Wir sahen uns das Auswärtige Amt von innen an und unterhielten uns im Bundeskanzleramt mit Helmut Kohls Berater für Außenpolitik. Als Höhepunkt empfanden viele den Besuch von Bundespräsident a.D. Richard von Weizsäcker gegen Ende dieser ersten Kollegphase. Nach vier Wochen intensiver herausfordernder Arbeit, aber auch ausgelassener Stimmung und Vorfriede auf die anschließende Zeit gingen wir auseinander.

In verschiedenen Institutionen wie dem Deutschen Orient Institut, der Stiftung Wissenschaft und Politik in Ebenhausen oder dem Deutschen Institut für Entwicklungshilfe wollten sich einige zunächst wissenschaftlich ihrem Thema nähern. Andere begannen eine Hospitanz bei einer Zeitung oder wollten zunächst in einer Bank arbeiten. Ich war inzwischen bei einer Stiftung vorstellig geworden, die über lange Erfahrung in der Zusammenarbeit mit palästinensischen Nichtregierungsorganisationen verfügte und bekam die Zusage für eine dreimonatige Tätigkeit im Rahmen des Kollegs. Anfang Oktober begann ich meinen Aufenthalt in der Zentrale der Friedrich-Ebert-Stiftung in Bonn. Als Assistentin des Leiters im Nahostreferat erhielt ich Einblicke in die Koordinierungsarbeit der verschiedenen Auslandsbüros in Beirut, Tel Aviv oder Amman, wurde an der Erstellung eines Projektantrages beteiligt, erlernte die Grundregeln der Projektkostenabrechnung, kam in Kontakt mit Vertretern aus der Region und erarbeitete mir nicht zuletzt erste Ergebnisse in bezug auf die Fragestellungen meines Projektes. Während dieses Aufenthaltes in Bonn bekamen die optimistischen Ansätze meines Projektvorschlages einen ersten Dämpfer. Der israelische Ministerpräsident Rabin wurde ermordet. Würde der Friedensprozeß fortgeführt? Würden meine Fragen noch aktuell sein, wenn ich sie vor Ort bearbeiten wollte?

Um die Abläufe und Vorschriften der deutschen Entwicklungshilfe genauer kennenlernen zu können, verließ ich die Ebert-Stiftung nach drei Monaten, um im Nahostreferat des Bundesministeriums für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (BMZ) tätig zu sein. Hier lernte ich nicht nur die Arbeitsweise eines Ministeriums kennen, sondern bekam endlich Durchblick im Dschungel der Inhalte, Maßgaben und Richtlinien der deutschen Entwicklungshilfe. Überaus positiv empfand ich die Möglichkeit, an BMZ-internen Gesprächen zur Vorbereitung von Regierungsverhandlungen teilnehmen zu dürfen. Die Art und Weise von Entscheidungsfindungen auf höch-

ster Ebene war ein besonderes Erlebnis. Mit dem Besuch einer Sitzung des Ausschusses für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung bekam ich auch einen Eindruck der parlamentarischen Seite bundesdeutscher Entwicklungszusammenarbeit.

Das zunächst recht trockene Studium von Unterlagen wie Geschäftsordnungen der Bundesregierung oder des BMZ, des Haushaltsplanes oder der Förderungsrichtlinien im allgemeinen erweiterte einerseits mein Verständnis von öffentlicher Verwaltung und gab mir andererseits eine weitere Grundlage zur Beurteilung der rechtlichen Rahmenbedingungen in meinem Zielland.

Gegen Ende dieses zweimonatigen Aufenthalts fühlte ich mich genügend vorbereitet, endlich in mein Zielland auszureisen. Für vier weitere Monate würde ich in Jerusalem arbeiten können. Meine dortige Station sollte das Vertretungsbüro der Friedrich-Ebert-Stiftung für die von Israel besetzten und teilautonomen palästinensischen Gebiete sein, wo inzwischen die Wahlen zu einem ersten Autonomierat und eines Präsidenten stattgefunden hatten.

Am Flughafen Schönefeld bekam ich einen ersten Eindruck von der Atmosphäre, die mich in den nächsten Monaten begleiten würde. Abgetrennt vom übrigen Flugverkehr, vor dem eigenen Terminal der israelischen Fluggesellschaft, erwartete ein Panzer des Bundesgrenzschutzes die Fluggäste. Nach einer eingehenden Sicherheitskontrolle saß ich endlich im Flugzeug auf dem Weg nach Tel Aviv.

Zwei weitere Bosch-Stipendiatinnen befanden sich bereits in Jerusalem, um die rechtliche Seite des Wasserproblems zwischen Israel und Palästinensern zu bearbeiten oder sich dem Aufbau eines palästinensischen Industrieparks zu widmen. Ein reger Austausch über unsere Arbeitsstellen, unsere Projekte und vor allem die politische Situation in unserem Gastgeberland war so sichergestellt und nahm mir die erste Unsicherheit. Bombenanschläge stellten unseren Alltag unter extreme Spannung. Wie zwischen zwei Welten pendelten wir oft zwischen unserem „palästinensischen Alltag“ in Ost-Jerusalem oder Ramallah und dem sehr westlich geprägten Gesicht einer Stadt wie Tel Aviv. Als wissenschaftliche Mitarbeiterin konnte ich ausgehend vom Büro der Friedrich-Ebert-Stiftung in Ost-Jerusalem palästinensische Nichtregierungsorganisationen in der Westbank und im Gazastreifen aufsuchen. Im Laufe einer viermonatigen Tätigkeit entstand eine Studie über deren aktuelle Situation, rechtliche und finanzielle Probleme, ihrem Verhältnis zu deutschen Hilfsorganisationen, ihrer Geschichte und ihrer zukünftigen Stellung innerhalb der palästinensischen Gesellschaft. Im Gegensatz zu einer Seminar- oder Diplomarbeit, sollten die Ergebnisse dieses Projektes praktische Handlungsanweisungen liefern und möglichst eine Beratung für deutsche Entwicklungshilfeorganisa-

tionen darstellen. Über diese Arbeit hinaus bot sich mir die Möglichkeit, die laufenden Tätigkeiten des Büros zu verfolgen, Delegationen aus Deutschland mitzubetreuen oder Einblicke in die Zusammenarbeit einer deutschen Nichtregierungsorganisation mit ihren Zielgruppen zu erhalten.

Überaus spannend war die Beobachtung der politischen Prozesse direkt vor Ort. Was als Friedensprozeß in Deutschland gepriesen wurde, war in Wirklichkeit längst ins Stocken geraten. Entgegen aller Erwartungen war es zu keiner Verbesserung der Lebensbedingungen der Bevölkerung gekommen. Im Gegenteil. Der Ausgang der israelischen Wahlen bedeutete einen moralischen Tiefpunkt, auch für uns Kollegiatinnen, die wir – im Gegensatz zu unseren palästinensischen Nachbarn – tagtäglich die Kontrollpunkte zu unserem Arbeitsplatz in Jerusalem passieren durften. Anfang August bestieg ich mein Flugzeug zurück nach Berlin, in dem Gefühl ein Pulverfaß zu verlassen, das jeden Moment auseinanderbersten könnte. Nur schwer konnte ich mich nach den Erfahrungen in Jerusalem, wo Menschen um ihr bloßes Existenzrecht kämpfen, in die deutsche Realität mit ihrer Debatte über Ladenschlußgesetze wieder einfinden.

Die abschließende Kollegphase in Bonn gelang zum großen Wiedersehensfest. Aus allen vier Windrichtungen, so schien es, kehrten die Kollegiatinnen und Kollegiaten zurück. Mit Spannung wurden die Berichte über die Projektergebnisse erwartet. Alltagsaneddoten aus Moskau, Sofia, Prag, Amman, Kairo und Jerusalem wurden ausgetauscht und das Programm insgesamt ausgewertet. Mit großer Neugier wurden zwanzig neue Teilnehmerinnen und Teilnehmer des „Stiftungskollegs für Internationale Aufgaben“ begrüßt, die ihre Projekte vorstellten und von uns „alten Kollegiaten“ nun Hilfestellung erwarteten. Gemeinsam widmeten wir uns noch einmal aktuellen Themen der internationalen Politik, wie der Globalisierung der Wirtschaft oder den Herausforderungen durch die Probleme des Bevölkerungswachstums. In Vorbereitung der uns jetzt erwartenden Bewerbungen und Vorstellungsgespräche genoß unser Jahrgang noch einen Kompaktkurs in Rhetorik, bevor wir in einer Mischung aus Wehmut, Genugtuung und Hoffnung auf einen anschließenden Job auseinander gingen. Für einige von uns hat sich diese Hoffnung bereits erfüllt. Die Organisation für Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa, eine palästinensische Gesellschaft zum Aufbau der dortigen Industrie, ein Forschungszentrum für europäische Wirtschaftsfragen sind einige neue Arbeitgeber. Für die anderen heißt es jetzt bewerben, bewerben, bewerben. Wer selbiges für das „Stiftungskolleg“ in Erwägung zieht, kann dies noch bis Mitte Februar. Unterlagen sind unter folgender Adresse erhältlich: Robert-Bosch-Stiftung, Postfach 10 06 28, 70005 Stuttgart, Tel.: 0711/460840.

Michèle Auga

Einführungskurs
internationale Politik.
Kollegphase zur Vorbereitung der Praktika

Foto: Michèle Auga



Nicht einmal ärgerlich...

Um es kurz zu machen: Thomas Langhoffs Inszenierung von Maxim Gorkis „Die Letzten“ ist weder revolutionär, noch beeindruckend, noch vermittelt sie eine besondere Sicht auf den Stoff. Thomas Langhoffs Regie kommt so bieder daher, daß sie nicht einmal ärgert. Im Gegenteil, wäre Langhoff wenigstens ein schlechter Regisseur, so hätte man Grund zu schimpfen und zu geifern – jedoch, trotz der ausgesprochenen Textlastigkeit beweist er ein gewisses Gefühl für timing und löst knifflige Situationen einfallsreich und elegant auf. Ansonsten spult sich der Niedergang der Familie Kolomizew konsequent, aber seltsam blutleer ab, die Figuren bewegen sich irgendwo zwischen Tragödie und Pose, und der Zuschauer fragt sich hilflos, ob er es mit einer Satire oder einem Drama zu schaffen habe.

Dabei sind die schauspielerischen Leistungen – man ist's ja vom DT nicht an-

ders gewohnt – durchweg gut, dennoch wirken die Protagonisten seltsam unbeholfen... – ja, wären da nicht zwei Lichtblicke: Annelene Hirschner als Kinderfrau Fedossja ist einfach hinreißend, das spröde und trockene Spiel Petra Hartungs in der Rolle der Ljubow geht unter die Haut – und macht den Theaterabend letztlich doch zum Erlebnis.

godot

„Crash“ in der Komischen Oper?

Es gibt Momente, da treffen verschiedene Künstler unabhängig voneinander im selben Moment den gleichen Ton. Trotz der Verschiedenheit der Sujets. Während die Entrüstung über David Cronenbergs Skandalfilm „Crash“ (siehe UnAUF Nr. 79) nun auch nach Deutschland schwappt, beschwören die Choreographin Birgit Scherzer und der Komponist Heiner Grenzland „Franz Woyzeck“ (Uraufführung) an der

Komischen Oper die gleiche verstörende Stimmung. Dabei ist der Hintergrund ein anderer, das Motiv bleibt: Die Verstrickung von Schuld und Obsession, zwischen den Zeilen die Pathologie einer übertechnifizierten Gesellschaft. Grenzland umschreibt seinen Stil als „neo-realistisch“, seine Ästhetik als „populär“, tatsächlich ist es eine Art „meta-surrealistischer“ Sprache, die seziert und enthüllt, zu harten Klängen die Tänzer über die Bühne jagt. Zur treibenden Hatz des in Höchstform musizierenden Orchester der Komischen Oper fordert Birgit Scherzer die Tänzer bis an die Grenzen ihrer körperlichen und seelischen Ausdrucksfähigkeit, der heiße Strom tänzerischer Gewalt bricht niemals ab, kennt nur wenige Haltepunkte, die mehr Kälte und Ratlosigkeit denn Lyrismo versprühen: Ruhe kehrt nur im Tod ein, und selbst dann wird Woyzeck noch, gut sichtbar, aufgeschlitzt – wo sitzt die Schuld, wo die Perversion? Neben der Niere?

Die neueste Produktion der Komischen Oper ist hart – aber unbedingt sehenswert!

godot

Weihnachtsprogramm der Studiobühne

Im Gegensatz zur üblichen Theaterfröhlichkeit zum Jahresende wird auf der Studiobühne ein sehr ernstes Thema behandelt. In dem Stück „Knepp“ des argentinischen Autors Jorge Goldenberg geht es um den Psychoterror, dem man in einer Diktatur ausgesetzt ist. Marias Mann ist verschollen. Sie bekommt Besuch von einem Mann namens Knepp. Dieser bietet ihr an, daß sie jeden Freitag mit ihrem Mann sprechen kann. Jeden Freitag lebt sie nun zwischen Angst und Hoffnung: der Angst, ihren Ehemann zu verlieren und der Hoffnung, ein neues Leben beginnen zu können. Ein Spiel zwischen Traum und Realität – zwischen Leidenschaft, Tango und Wahnsinn. Inszeniert wird dieses Spiel von Jochen Freydank und Uwe Gröschel. Es spielen: Heike Schober, Gunnar Teuber, Nikolaus Gröbe und Heike Müller-Reichenwallner.

Aufführungen in der Studiobühne (Sophienstr. 22a): 13., 14., 20., 21.12. um 19.30 Uhr und 15., 22.12. um 18.30 Uhr.

Aufgrund des großen Erfolges wird in der Studiobühne vom 16.12. bis 19.12. jeweils um 20 Uhr der Kurt Schwitters Abend „Nur nicht so platt, aber breiter als lang“ mit Tomas Mielentz wiederaufgenommen. Und uns so auch ein humoriger Jahresausklang geboten.

Jörg Vorhaben

Franz Woyzeck an der Komischen Oper

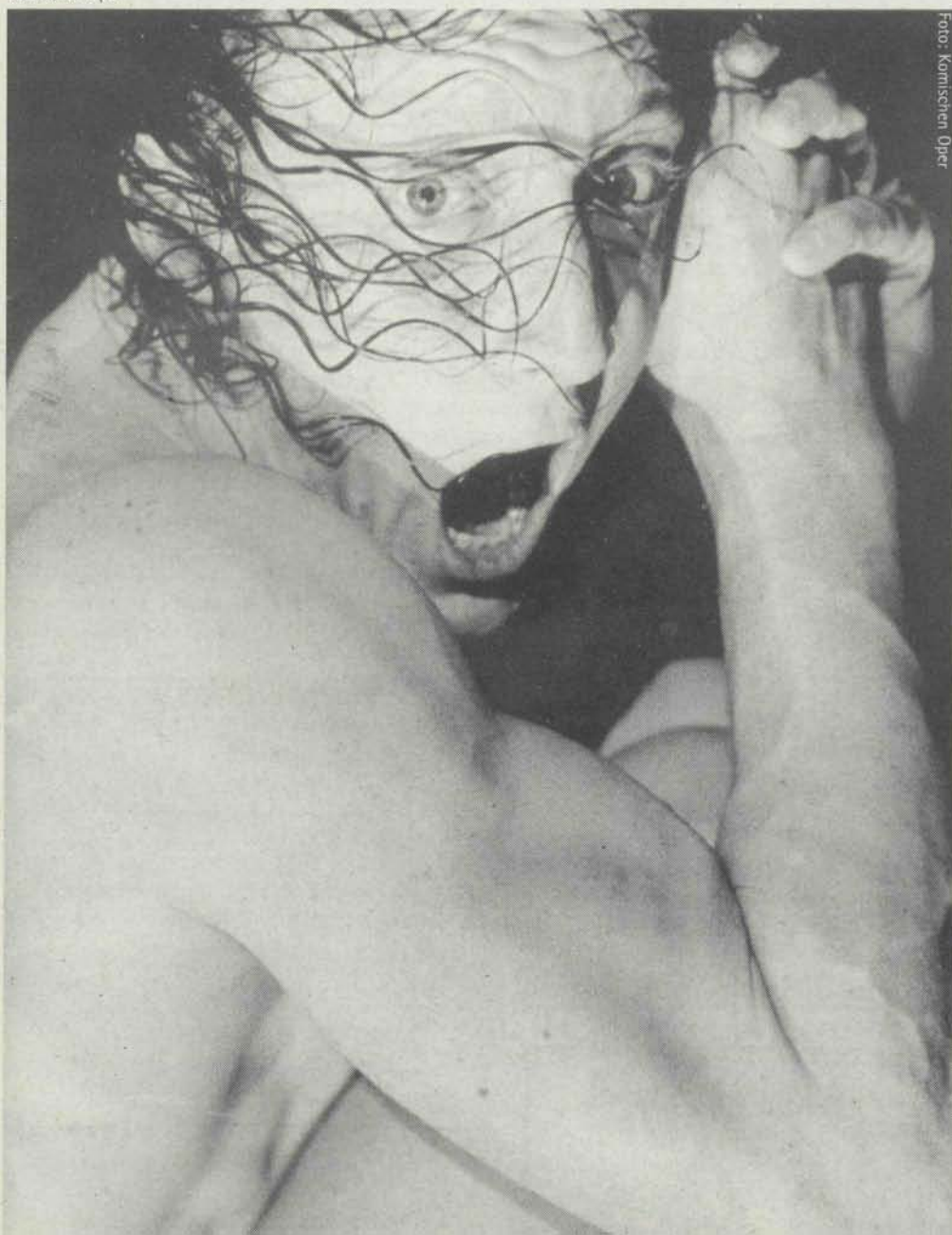


Foto: Komische Oper

Grenzenloses Theater



Am 3. Dezember erlebt die 'Baracke' von Deutschem Theater und Kammerspiele ihre Wiedereröffnung – mit neuen Machern und neuem Konzept. UnAufgefordert fragte, was dahinter steckt.

Ziemlich gestreift sieht er aus, Thomas Ostermeier, der frischgebackene künstlerische Leiter der Baracke des Deutschen Theaters. Gleich nach dem Examen, als Regieabsolvent der Ernst-Busch-Schule, wurde er vom Deutschen Theater nach Besuch seiner Diplominszenierung sozusagen vom Fleck weg engagiert, um der Baracke ein neues Gesicht zu geben.

Für „junge Leute, die von der Destruktion und Zerstörungswut der Volksbühne vollgefressen sind und glauben, daß es noch einen Sinn im Theater- und Kunstschaffen gibt“ möchte er wirken; ein Credo, das oberflächlich überraschend anmutet für einen Künstler, der sich zuletzt intensiv mit Artauds „Theater der Grausamkeit“ auseinandersetzte. Aber trotzdem und gerade deshalb muß für Ostermeier Ernsthaftigkeit möglich sein, um das Unmögliche zu ermöglichen: Bereits 1995 inszenierte er am „bat“ im Rahmen des Meyerhold-Projektes Alexander Bloks „Die Unbekannte“, und seitdem hat ihn die Faszination alter Theatermodelle nicht mehr losgelassen: „Ich möchte weiterhin immer wieder Konzepte alter oder zu Unrecht vergessener Theater-Reformer überprüfen.“ Gerade das verleiht seinem künstlerischen Konzept die Vielschichtigkeit, die Offenheit für alles stiftet, „Alles ist möglich, wenn ich ein Projekt sehe und es hat den gleichen Anspruch wie ich, nämlich den, etwas neues auszuprobieren...“.

Innovation und Experimentierfreudigkeit kosten allerdings

Geld – in Berlin derzeit Mangelware – und woher nehmen, wenn nicht stehlen, da das Deutsche Theater aus Kostengründen den Druck seiner Programmheftchen einstellen mußte und sich nun mit schmalen Faltblättern begnügt?

In dieser Situation traten die „Freunde und Förderer des Deutschen Theaters und der Kammerspiele“ auf den Plan und griffen tief ins Portemonnaie – „Ohne sie wäre das alles nicht möglich gewesen“, betont Thomas Ostermeier.

Und so ausgestattet geht es ab Dezember los: Neben Theater soll es auch „Räume“ geben (siehe unten), Raum zu anderen Möglichkeiten künstlerischer Artikulation und Auseinandersetzung als mittels Schauspiel, eine „Woche des Französischen Dramas“ (verschiedene Lesungen zeitgenössischer Autoren), der sich bald schon eine Woche des russischen und des englischen Theaters anschließen sollen. Dabei geht es nicht um die etablierten Klassiker, sondern um Gegenwartsautoren – „Es stimmt einfach nicht, daß es keine begabten jungen Dramatiker gäbe, und ich möchte mich nicht damit begnügen, die hundertste Inszenierung der 'Räuber' zu besorgen“, umschreibt Thomas Ostermeier bündig sein Konzept.

Dem Experiment werden keine Grenzen gesetzt: Ob Tanz- oder Sprechtheater, frech oder unbequem, avantgardistisch oder Kult, ob Konzert oder Performance, Video-Kunst oder Podiumsdiskussion – es gibt vermutlich fast keine Sparte, die sich nicht abgedeckt fände.

godot

Die „Räume“

• Werkraum:

„work in progress“, Theater zum Anfassen und Proben zum Erleben – der Zuschauer bekommt Einblick in verschiedene Entwicklungsphasen einer Produktion (öffentliche Proben, etc.); den Einstand gibt Ingo Kerkhof mit „Ansichten aus einem heruntergekommenen Salon“ (Skizzen zu Platonow von Anton Tschechow) am 19.12.

• Kunstraum:

Kunstaussstellungen im Foyer, ab 20. 12.: „Monitor“, Video-Arbeiten von S. Kalmár (London)

• Aktionsraum:

Performance-Kunst, so am 24. 12.: „Barackenweihnacht“ – wer es kultig liebt, erwartet das Christkind um 21.00 Uhr in der DT-Baracke!

• Leseraum:

Lesungen, am 26.12. spricht Lebinsky Bukowski („Kaputt in Hollywood“)

• Streitraum:

Diskussionen – nicht nur für's Podium, am 5. 01. 1997 zu dem Thema „Was steckt hinter dem Sparen...?“

• Musikraum:

Ausgefallene Konzerte – meist mit theatralen Elementen, jeden Freitag!

• Tanzraum:

Tanz, Ballett, Bewegungstheater – die grenzenlosen Möglichkeiten des körperlichen Ausdrucks kreisen ab 31. 12.

Eröffnungs-Plan

ab 3.12.	Fette Männer im Rock (Schauspiel)
	[Ein Abend mit Querelle, Hafenarbeiterliedern und Möwenschiß]
ab 7.12.	Unser Dorf soll schöner werden (Schauspiel)
9. bis 14. 12.	Woche des französischen Dramas
19.12.	Ansichten aus einem heruntergekommenen Salon (Ingo Kerkhof im Werkraum)
20.12.	Kunstraum-Eröffnung: MONITOR, Videoarbeiten präsentiert von S. Kalmár
24.12.	Barackenweihnacht (Aktionsraum mit Barbara Thun und Gästen)
26.12.	Kaputt in Hollywood (Leseraum/Bukowski)
27.12.	NO DOCTOR (Musikraum) [instant easy listening jazz poetry noise]
ab 31.12.	Madame Edwarda (Tanzraum)

Potpourri der Spätlesen

Eine Violine für Val

Neun Konzerte in vier Tagen, zwanzig Gruppen, einhundertfünfzig Musiker – das Jazzfest Berlin war wieder eine Massenveranstaltung, deren Quantitätsmaximierung dem Profil der hochsubventionierten Hauptstadtveranstaltung nicht unbedingt guttut. Zehn Stunden Musik am Tag kann kein Mensch aufnehmen; in den bis zum letzten Quadratzentimeter vollgestopften Lücken nistet zu viel Durchschnitt. Dahinter steckt eine ehrenvolle, aber auch von Ermüdungsgefahren begleitete Einstellung des im zweiten Jahr tätigen künstlerischen Leiters Albert Mangelsdorff. Für ihn ist jeder Musikkollege zunächst einmal ein Heiliger, der es verdient, sein Publikum zu bekommen. Am liebsten würde er alle auf die Bühne holen. Die vielen keineswegs schlechten, aber auch nicht besonders auffallenden Bebop-Spätleser und spröden Experimentierakademiker seien hier nicht genannt, mit Ausnahme einer prominenten Gruppe, die für ein Projekt um den ULRICH OLSHAUSEN als Ersatz gebeten wurde. Die „front line“ des Septetts, Jon Hendricks – Curtis Fuller – Benny Golson – Art Farmer, spielte und sang absolut nie mehr altmeisterlich, voraussehbar bis Benny Golson, der mit der Orga- der Nostalgie-Musik an-

Zum Auftakt ist die Bühne eindrucksvoll bestückt. Für 17 Musiker sind Noten gesteckt, Kabel verlegt. Ein Zehntel aller geladene Musiker bestreitet das erste von fünfundzwanzig Konzerten des JazzFests Berlin '96. Hinzu kommt Maria Schneider, die Leiterin dieser Big Band, eine zierliche, freundliche Amerikanerin. Auf ihr Zeichen erhebt sich ein festliches Tutti aus Holz und Blech das Auditorium im Haus der Kulturen der Welt. Scheinbar ein anachronistischer Beginn, ein aktuelles JazzFest.

Bis direkt vor dem Konzert hatten nur die wenigen, die ihr auf dem Weg zur Bühne begegneten, die lampen- fiebrige Energie- geladenheit spüren können, die sich in ihr gesammelt hatte. Dieselbe Energie verströmte ihre Bigband schon kurz darauf im vollbesetzten Auditorium.

PeLa

Als unumstrittener Höhepunkt des Festivals entpuppte sich das Projekt „Eine Violine für Valentin“, für das sich Jon Rose eine wahrhafte Traumbesetzung zusammengestellt hatte: Unter der Leitung des Geigers erwiesen Lauren Newton, voc, Rudi Wiederhofer, voc, Uli Gumpert, p, Peter Hollinger, d, und Frank Schulte, samples, dem Vater des Surrealismus augenzwinkernd eine süßlich-kakophonische Reverenz...

Marcus Gammel

„Ich hasse diese Journalisten, die nur subjektive Eindrücke vermarkten!“

Wer zwischen dem 31. Oktober und dem 3. November Bedarf nach einer Lektion in europäischer Jazzgeschichte verspürte, war beim '96er Berliner JazzFest bestens aufgehoben. Mit Focus auf dem Geschehen in Deutschland und Frankreich präsentierte Festivalmacher Albert Mangelsdorff – selbst ein Grandseigneur der Szene – Highlights aus den letzten 20 Jahren. Von Jazzdinosauriern, wie dem Willem Breuker Kollektief, dem Schlippenbach-Trio, Stéphane Grappelli oder La Marmite Infernale, bis zu den Rennern von gerade eben noch (das Trio Riessler/Clastrier/Rizzo, Stötter's Nevertheless oder Nguyen Lê's Tales from Vietnam z.B.) wurde alles geboten, was keine Überraschung wert sein konnte. Trotzdem gingen vor allem an den letzten beiden Tagen eine Reihe durchaus hörenswerter Konzerte über die beiden Bühnen im Haus der Kulturen der Welt...

Als Journalist muß man mit Routine die Routine vermeiden können.

Das Konzert des Maria Schneider Jazz Orchestras begann mit einem druckvollen, dicht arrangierten Up-Tempo-Stück. Die junge Bandleaderin dirigierte ihre hervorragend besetzte Band mit präzisen, sparsamen Bewegungen durch die rhythmisch und harmonisch höchst aufwendige Komposition im Stile ihres Lehrers Gil Evans...

maga

Unruhiges Dunkel. Mattgoldene Töne gleiten durch den Raum wie Lichtstrahlen. Weich, Schemenhaft wiegt sich ein Körper im Hintergrund. Durch die Luft schwingt herber Rausch...

Die Augen schließen und lächelnd genießen

Zirzensische Vokallonglage und verbissene Kleinkunstkomik erwarteten den in dieser Beziehung von den Auftritten des Breuker-Kollektiefs und des „Höllischen Kochtopfs“ schon hinreichend vorbelasteten Zuhörer im Act der Compagnie Lubat, die nach dem Dafürhalten des Rezensenten besser daran getan hätte, ihr Koch- und Lärmutensilien den gascognardischen Habitués ihrer Kunst vorzubehalten.

gam

Samstagsmorgen. Frische Ohren hören den Kopf frei!

Spiel mit Grenzen

Einem guten Artikel merkt man nicht an, wer ihn geschrieben hat, sondern wovon er beschreibt.

Überraschungen nicht vorgesehen

Ein Bericht vom Deutschen Jazzmuseum Berlin

„Würdest Du Dir die mal anhören?“

eden wir über Erfolge und Höhepunkte des diesjährigen Festivals, die die negativen Aspekte bei weitem überwogen. Das in den Berliner Festwochen als Schwerpunkt behandelte Thema Frankreich wurde auch beim Jazzfest fortgesetzt, und man darf behaupten, daß es eine so farbige und vielseitige Darstellung der französischen Jazz-Szene in so gedrängter Form noch nie gegeben hat. Der Auftritt des achtundachtzigjährigen Stéphane Grappelli war wohl ewig in Erinnerung bleiben. Rollstuhl spielt er jetzt, aber die Beeinträchtigung seiner Kunst ist nicht zu sehen.

„Ich finde das alles nur noch lächerlich.“

Was für ein Gefühl, zum ersten Mal mit dem Presseschildchen an der Jacke auf die Abschränkung zuzugehen! fünf Schritte davor biege ich ab, drehe lässig lächelnd noch eine Runde durchs Foyer, genieße den Augenblick, zögere ihn hinaus. Seltsam – niemand scheint das Schild zu bemerken. Warum starren sie nicht alle auf mich – ich bin bezeichnet, bin Bezeichner, einer von denen, die da unten im Barbisestagecafé sitzen und Freibier trinken! Jetzt! Ein freundlich prüfender Blick streift gekonnt meine Brust und ich bin drin.

...Larry Goldings überzeugte mit seinem von weiten Sprüngen, harten Dissonanzen und phantasievollen Alusionen geprägten Spiel, das sich immer wieder der skurrilen Ästhetik Thelonious Monks verpflichtet zeigte.

marg

... und wenn ich jetzt einfach durch den Bühneneingang gehe...

Bliebe noch zu klären, wo denn die Million Deutschmark geblieben sind? Kurz gesagt: Das JazzFest zahlt höchste Gagen. Für ein Wunschkonzert von übermüdeten Jazzfunktionären, für einen künstlerischen Leiter, der kein Programm hat, für hochkarätige Musiker, die, wenn sie nicht bereits in Berlin leben, regelmäßig in der Stadt auftreten, für Zweit- und Drittnutzungen, für Papiertiger und rührige Kleinkunst. Aktualität, Exklusivität und ambitionierte Projekte seien in der heutigen Festivalallandschaft kaum mehr zu haben, heißt es nun schon seit Jahren. Daß jedoch ausgerechnet Berlin darauf abonniert sein soll, unhipper zu sein als jedes Dorffestival, verweist vornehmlich auf eine überalterte Entscheidungsstruktur, die so komplex, kompliziert und überflüssig ist wie ein Büro, schlief am Sonntag.

„Museal!“

VON JENS ANKER

Der Nutzen liegt doch auf der Hand. Außenstehende müssen dann wissen, daß immer direkt mitzählen sein müssen?

Jazzfreaks mit besonders breit gefächertem Geschmack pilgerten zwischen den beiden Festivals allabendlich hin und her. Hatten sie nach fünf Tagen TOTAL MUSIC MEETING und vier Tagen JAZZ FEST diese Prozedur zum achten Mal durchlaufen, hatten sie zwar nicht den Stein der Weisen gefunden, aber mit etwas Glück auch nicht ihre Nerven verloren.

vpl

„Haben Sie den Artikel vom B. gelesen? Übler Verriß und dann auch noch schlecht recherchiert – hat wohl keine Zeit gehabt.“

achts um zwei bricht im Tiergarten der Frühling aus. Aus dem Haus der Kulturen der Welt (ehemals Kesselhaus) tröpfeln Menschen, einzeln, paarweise, dann in stetigem Fluß. Im Foyer wehen die letzten Gläser von den Stehtischen geräumt. Auf der Treppe sitzt ein zerstrittenes Paar, das versucht, sich zusammenzufinden. Leise wehen Bläsenätze vorbei. Das dritte Viertel des JazzFests geht unspektakulär zu Ende – wäre da nicht diese unverhofft milde Nacht. Die Baukräne in der Mitte in Sichtweite, ist nur das Rauschen der Blätter zu hören. Die Musik ist im Ohr, aber, bestimmt, aus der Ferne, aus dem Foyer.

Das Beste aus Nickelsdorf
Von Christian Broecking

„... ja, das sagt Adorno ja auch, aber...“



Wie bewältigt man Vergangenheit?

„Inherit the truth“ und „Das Mädchenorchester in Auschwitz“. Zwei Bücher im Vergleich

Ab Januar 1997 wird es auf dem deutschen Buchmarkt ein neues Werk zum Mädchenorchester in Auschwitz-Birkenau geben. Ein neues Werk, das heißt, ein weiteres also. Es gibt schon eines, sogar einen Film. Was also kann an der Geschichte noch so neu sein, daß sie ein zweites Mal, von einer anderen Autorin, niedergeschrieben werden muß?

Diese Frage, die zunächst so geringschätzig klingt, ist keineswegs unberechtigt. Denn das neue Buch, ein autobiographisches Werk der Cellistin Anita Lasker-Wallfisch ist grundlegend anders als der Vorgänger „Das Mädchenorchester in Auschwitz“ von Fania Fénelon. Während Fania Fénelon eine scheinbar tragische und doch glücklich endende Geschichte à la Hollywood erzählt, schafft es Anita Lasker-Wallfisch in einfachen, unpathetischen, ja fast kühlen Worten ein Stück europäischer Geschichte zu dokumentieren.

Das Mädchenorchester in Auschwitz



Fania Fénelon erzählt, so scheint es, ein Märchen. Sie setzt auf Effekte wie in einem Spannungsroman. Mit diversen Adjektiven werden die Sätze ausgeschmückt, farbig gemacht. Dann bricht der Satz ab, Gedankenpunkte, ein neuer Satz. All das, um dem Grauen und dem Besonderen mehr Aussage, mehr Leben zu geben. Fania Fénelons Geschichte handelt von einer Jüdin, die durch ihre Ausbildung privilegiert

ist, im Lagerorchester von Auschwitz zu musizieren. Sie kommt in den Genuß zahlreicher Sonderbehandlungen, wie der Ausstattung mit passendem Schuhwerk, und beharrt gleichzeitig immer wieder darauf, wie schlecht es allen KZ-Insassen ergangen ist. Zwei Gegensätze, die sicherlich der Wahrheit entsprechen, in ihrer Geschichte jedoch wie an den Haaren herbeigezogen wirken und somit an Realität verlieren. Die detaillierten Beschreibungen vom Miteinander und Gegeneinander, Freundschaft und Haß innerhalb des Lagerorchesters lassen Geschichte noch mehr wie ein Märchen wirken. Auch das Wissen des Lesers, daß es sich dabei um tatsächlich Geschehenes handelt, dringt erst nach Beendigung der Lektüre ins Bewußtsein zurück. Vorher war „Das Mädchenorchester von Auschwitz“ eine wirklich spannende Geschichte. „Jeder sollte sie lesen, der über den Holocaust Authentisches wissen will“, lautet der Klappentext des Buches. Doch ich wage zu widersprechen:

Wer über den Holocaust Authentisches wissen will, der braucht kein Märchen. Der sollte lieber zu Anita Lasker-Wallfischs autobiographischer Dokumentation „Ihr sollt die Wahrheit erben“ (im Original: „Inherit the truth“) greifen.

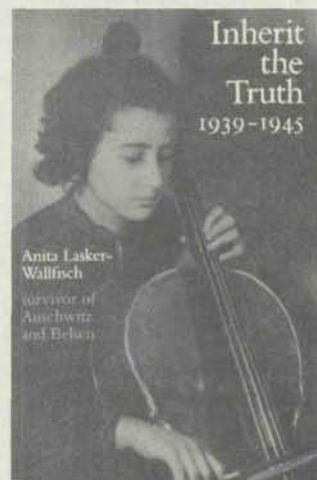
Auch die Autorin des im Januar 1997 im Weidle Verlag erscheinenden Werkes widerspricht Fania Fénelon: „...we were far from being a vindictive mob of unruly girls who stole from and betrayed each other at every opportunity“. Zu „Das Mädchenorchester in Auschwitz“ schreibt Anita Lasker-Wallfisch in ihrem Werk: „For reasons best known to herself, she indulged in the most preposterous distortions of the truth about practically everyone who took part in this 'drama'“. Eine nicht nur betroffene, sondern fast anklagend Feststellung.

Inherit the truth

Der bereits im Englischen erschienene Titel „Inherit the truth“ trägt zwar noch den pathetischen und allzu britischen Untertitel „survivor of Auschwitz and

Belsen“, berichtet sonst aber sachlich und ohne jeglichen Pathos von den Ereignissen in Breslau, Auschwitz und Bergen-Belsen in den Jahren 1939 bis 1945. Selbst der „glückliche“ Zufall, der sie in Auschwitz wieder mit ihrer Schwester zusammenführt, wirkt dank der sachlichen Sprache „normal“ und nie gefühlsduselig. An manchen Stellen des Buches scheint es, als sei die Autorin selbst nicht im Stande, die rechten Worte für die Ereignisse zu finden. In solchen Fällen verläßt sie sich auf die bloße Wirkung von zeitgenössischen Zeugnissen wie Briefwechsel, denen sie wenige erklärende Sätze hinzufügt, um dem Leser einen verständlichen Kontext zu bieten. Auch das Beschreiben von Gefühlen mochte für Anita Lasker-Wallfisch nicht nur unmöglich, sondern ein Stück weit auch verlogen sein. Anstatt den Leser mit ausschweifenden Gemütsbeschreibungen zu belasten, beschränkt sich die Autorin auf die Feststellung, daß sie sich nicht in der Lage sieht, ihre Gefühle adäquat auszudrücken und zieht die vielsagende Stille vor. „I don't know how to describe hunger, not the type everybody is familiar with when a meal has been skipped but hunger that causes actual pain; or what it is like to be cold without any prospect of ever becoming warm again; or the sensation of real fear and total misery.“ Nicht weniger, sondern mehr Verständnis für die Lage der KZ-Häftlinge und Orchestermitglieder gewinnt Anita Lasker-Wallfisch mit dieser Umsetzung gegenüber Fania Fénelon. Obwohl die Autorin am Schluß der Einleitung erklärt, daß ihr Buch kein historisches Dokument sein soll, sondern viel mehr berichtet, in wie weit ihr Leben als Jüdin in Deutschland vom Dritten Reich beeinflusst war, gelingt ihr die Dokumentation von Geschichte vortrefflich. Nicht die große hervorhebenswerte Ausnahme, wie in Fania Fénelons Werk, stellt das Leben der Anita Lasker-Wallfisch dar, sondern ein kleines bescheidenes Glück innerhalb der Tötungsmaschinerie des Dritten Reiches. Mit weniger Worten und mehr Objektivität gelingt es Anita Lasker-Wallfisch deutsche Geschichte festzuhalten, ohne in Anklage oder überschwengliche Ergriffenheit zu verfallen.

Wer über den Holocaust Authentisches wissen will, sollte „Ihr sollt die Wahrheit erben“ lesen, und sich hinterher mit der Fähigkeit, Geschichte von Geschichten trennen zu können, „Das Mädchenorchester in Auschwitz“ vor Augen halten.



Anita Lasker-Wallfisch.
Inherit the truth.
1939-1945.
Survivor of Auschwitz and Belsen.
Erschienen bei Giles de la Mare Publishers Limited.
£ 9.90

Anita Lasker-Wallfisch.
Ihr sollt die Wahrheit erben.
Erschienen im Weidle Verlag. ca. 45,- DM.

Fania Fénelon.
Das Mädchenorchester in Auschwitz.
Erschienen bei dtv.
12,90 DM.

mit-c



fiepen und klackeln



1996 ist das Jahr, in dem 80 Millionen Deutsche mit den linken Fingerspitzen den rechten Unterarm berühren, und dabei konzentriert „28 Mark 50“ murmeln. Die rosa Aktie wurde zum

Sinnbild nationaler Kommunikations-hysterie. Telefonieren ist die studentische Droge Nr.1, noch vor weihnachtlichen Haschplätzchen! Das digitale Fiepen, Klackeln und Besetzt sein macht das Telefon zum Identifikationshappening abendländischer Kultur. Deshalb machte sich halb Deutschland nach einem Aufruf der Gesellschaft für deutsche Sprache Gedanken über einen passenden Namen für seinen allerliebsten Freund, das Händi. Die unterschiedliche Resonanz spiegelt den gesellschaftlichen Konflikt dieses Jahrhunderts auf beeindruckende Weise wider: Yuppielutscher, Egoverstärker oder auch Protzophon pöbelten die einen. Griffi, Ohrly und Handfunckerle säuselten die anderen.

Wie es denn nun heißen soll, wissen auch die Vertreter der Weltliteratur nicht, die in ihrer Kunst um die Erwähnung des Telefons auch nicht herumkamen. „Please, hold the line – Ein Telefon-Buch“ ist der Titel einer ungewöhnlichen Anthologie, nun erschienen bei Reclam Leipzig. Alle Schriftsteller von Rang und Namen sind mit einem Werk rund um die Wählscheibe vertreten, ein echtes Lesebuch zum Telefon – für die tristen Stunden, wenn wieder mal kein Schwein anruft. Ein humorvolles, unterhaltsames und wirklich spannendes Weihnachtsgeschenk!

antrobis

Die Wiederentdeckung der Traurigkeit

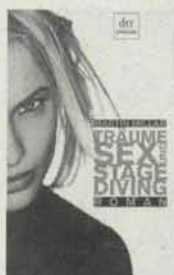
In gebundener Form erschienen jetzt Osteuropa-Reportagen der tschechischen Autorin Irena Brezna.

Unter den Reportagen der in Deutschland und der Schweiz lebenden Journalistin befinden sich auch ihre Aufzeichnungen bei der Wiederentdeckung der unter schmerzhaften Umständen verlorenen Heimat. Die melancholische Hinwendung zu der Art von Einfachheit, die in einigen Gegenden der ehemaligen Tschechoslowakei noch das Leben bestimmt, die Liebeserklärung an das rein Menschliche ohne die umfangreichen und vielfältigen

Ausschmückungen, die unsere Zeit mit sich bringt, macht das Buch zu einer gefühlvollen Reise durch die Regionen Europas, die den unseren sehr nah liegen, uns aber ferner denn je sind.

cd

„Ich bin Queen Mab!“



Brixton ist ein Vorort von London. Versifft und besetzte Häuser, Armut an jeder Straßenecke, Pubs, in denen die Zeit stehen geblieben ist, alles andere als die Metropole eigentlich verspricht. Im Sumpf der Vergangenheit steckengeblieben entbehrt es jeglicher Perspektive, Zukunft klingt zynisch.

In Brixton lebt Martin Millar. Schriftsteller und Musiker, führt er dort ein rastloses Leben, an Billardtischen, in Kneipen, er hängt am Tresen und spricht zu einem Shakespeare aus Pappmaché.

In Brixton leben auch Elfish und Mo, die Antagonisten im Buch. Irgendwann mal waren sie zusammen, aber jetzt hassen sie sich, und – weit wichtiger – sie streiten sich um den Namen Queen Mab. Jeder der beiden beansprucht ihn für seine Band. Elfish setzt alles daran ihn zu bekommen: Sie will 43 Verse Shakespeares auswendig lernen, eine Unmöglichkeit! Um ihren Traum zu verwirklichen, muß sie lügen, betrügen und stehlen. Und genau dadurch schenkt sie den resignierten Freunden neue Motivation. Alles dreht sich um Elfishs Band. Wird sie den Namen retten können? Egal, Martin Millar hat in seinem sechsten Roman eine außergewöhnliche Milieustudie der Jugend Londons ver-gessener Vorstädte gezeichnet, ein Roman, der in die interessante Reihe neuerer englischer Punk-Literatur gehört. Dynamisch und spannend konstruiert er „Träume, Sex und Stage Diving“ zu einer faszinierenden Collage, einem mit-reißenden Buch.

antrobis

Irena Brezna:

Falsche Mythen.

Osteuropareportagen.

erschienen beim efef

Verlag, Bern

Please, hold the line.

Ein Telefon-Buch.

erschienen bei Reclam

Leipzig für 19.-

Martin Millar:

Träume, Sex und Stage

Diving. Roman.

erschienen bei dtv-

premium für 24.-

Rund um die HU

Ab in die MITTE !

Der UNI - verselle
CLUB
Kneipe • Café • Bar • Diskothek

Studentenclub
in der
Humboldt - Universität
Universitätsstraße 4,
☎+ FAX 208 28 83

Montag bis Freitag ab 09.00 Uhr geöffnet
VERANSTALTUNGEN
mittwochs
21.00 Uhr bis 03.00 Uhr
freitags & samstags
21.00 Uhr bis 05.00 Uhr

Copy-Repro-Center

an der Leipziger Straße
Mauerstr. 76
10117 Berlin (Mitte)
Tel. 22 65 80 10
Fax 22 65 80 29

CAD-Scanservice
CAD-Plotservice s/w
Großformatdruck s/w
Großkopien (Zoom bis A0)
Druckkopien, Farbkopien



Wie klingt die aufgehende Sonne?

Die Erlösung von der deutschen Komödie ist gekommen. Caroline Link öffnet mit ihrem sensiblen Filmdebüt „Jenseits der Stille“ ein Fenster zu einer fremden Welt:

kurz+knapp

Bogus

Sehenswerte, verträumte Schnulze mit Whoopi Goldberg und Gérard Depardieu – genau das richtige für kalte Adventabende.
ab 12. Dezember



Invasion of privacy

Thriller mit ungewöhnlicher Story. Naomi Campbell und Charlotte Rampling sollen wohl wenigstens einige frustrierte Herren ins Kino locken – denn die Umsetzung ist eher banal.
ab 5. Dezember



Kopfgeld

Kurz und bündig: Knallige Action von der Stange.
ab 2. Januar



Harald

Mal wieder 'ne deutsche Komödie. Jürgen Egger vermengt Superman und E.T. mit der unvermeidlichen „deutschen Beziehungskomödie“.
ab 2. Januar



Das Mädchen Lara wächst in einer Familie Gehörloser auf. Sie allein kann die Welt jenseits der Stille verstehen, sie beherrscht die Gebärdensprache und vermittelt, ob nun – auf ihre Art – beim Elternsprechtag oder unter dem Fernseher, um ihrer Mutter Liebesfilme zu übersetzen. Doch plötzlich entdeckt Lara durch ihre Tante Clarissa die Musik, sie beginnt, Klarinette zu spielen. Die Musik wird für Lara das Wichtigste in ihrem Leben; ein Glück, das ihre Familie nie verstehen wird. Besonders ihr Vater hat mit Clarissas Idee, Lara nach Berlin aufs Konservatorium zu schicken, große Probleme, er erinnert sich an seine Kindheit, an die Zurücksetzung seiner begabten Schwester gegenüber. Lara folgt ihrer Leidenschaft aus der kleinen süddeutschen Heimatstadt in die Metropole und lernt dort Tom kennen, auch das Kind einer Familie jenseits der Stille.

Lara findet in Tom ihre erste große Liebe. Und da entspinnt sich eine wunderbar gefühlvoll erzählte Liebesgeschichte voller Innigkeit. Caroline Link ist es gelungen, eine problematische Thematik ohne erhobenen Zeigefinger und den verlockenden Druck auf die Tränenrüse zu verfilmen. Behutsam herausgearbeitet sind die Konflikte zwischen Lara und ihrem Vater Martin, dem Drang nach jugendlicher Freiheit und familiärer Verantwortung, der Liebe zu einem Mann und einem Seelenglück, die Martin teilen zu können erst nach einem langsamen und mühsamen Weg aus der stillen Welt in die seiner Tochter in der Lage ist.

„Jenseits der Stille“ ist über das Leben, die Liebe und den Klang des Schnees. Und wenn am Ende der bewegenden Geschichte Martin bei Laras Aufnahmeprüfung in Berlin auftaucht, begreifen die beiden, daß es einen Weg der Versöhnung geben wird, einen Unterschied zwischen „Hören“ und „Verstehen“ und eine Gemeinsamkeit zwischen Martin, Lara und Tom: die Liebe und die Musik. Caroline Link möchte emotionale Filme machen, „Für einen Moment ein Fenster aufgestoßen zu haben in eine fremde, faszinierende Welt, das ist für mich Kino“. Und das ist ihr ganz einfach gelungen.

antrobis



Foto: Verleih

Am achten Tag

„Rain Man“ auf französisch, nur, daß anstelle Dustin Hoffmans ein tatsächlich Behinderter agiert. Jaco Van Dormaels Roadmovie zitiert beinahe jedes Klischee, jeden Standard, jede Konvention – und funktioniert dennoch. Oder trotzdem?

Harry trifft eines Tages George auf der Straße; George leidet an der als Down-Syndrom allgemein bekannten Behinderung und zwischen beiden entwickelt sich eine tiefe Freundschaft. All das geschieht auch so unvermittelt, wie es klingt. „Nichts wird mehr so sein wie vorher“, preist der Presstext Interesse heischend das Roadmovie.

Und dennoch funktioniert es: Daniel Auteuil und Pascal Duquenne (in Cannes wurden beide mit dem großen Darstellerpreis für ihre Leistungen gewürdigt) gehen mit ihrem Spiel unter die Haut, die Regie ist das, was man – ohne den Wert mindern zu wollen – als „handwerklich gut“ bezeichnet..., und seien wir einmal ehrlich: Im Kino ist jeder gerne gerührt. Außerdem können Außenseiterthemen gar nicht oft genug auf Zelluloid gebannt werden.

godot

Made in the U.S.A.

TITEL

Man kann sich nicht die „Rosinen“ aus dem Kuchen picken, um sie anschließend als Kuchen zu loben.



Da man in Deutschland offensichtlich kein eigenes taugliches Konzept für Studiengebühren finden kann, greift man immer öfter in die Ferne und bisweilen auch die Sterne.

Amerika und Australien sind die aktuellsten Beispiele, die für sinnvolles Einsetzen von Studiengebühren derzeit angeführt werden. Die Lehre sei besser, die Lehrmittel leichter zugänglich, aktueller und auf dem neuesten Stand, und die Studenten hätten ein größeres Mitspracherecht innerhalb der Hochschulen, was zur regelmäßigen Besserung der Lehre führe. So mag die Sicht eines Außenstehenden vielleicht sein. Anders sieht es häufig aus, wenn man die sogenannten „Errungenschaften“ kennengelernt hat.

Woher kommt es denn, daß sogar in Amerika gegen das eigene, ach so perfekte Hochschulsystem geklagt wird? Was wird denn eigentlich von den zum Teil fünfstelligen Summen jährlich finanziert? Und viel mehr: Sind diese Anschaffungen sinnvoll oder gar notwendig für eine gute Lehre? Wieviel Mitspracherecht hat ein amerikanischer Student denn in der Tat? Und welchen tieferen Zweck erfüllen die Studiengebühren wirklich?

Diese Fragen sollte sich jeder Verfechter von Studiengebühren einmal genau vor Augen halten und ehrlich beantworten. Vielleicht helfen dabei ja die drei Artikel zum amerikanischen Hochschulsystem. Daß es nicht so goldig aussieht im Land der unbegrenzten Möglichkeiten, wie allgemein angenommen, zeigen sie jedenfalls. Und auch, daß sich ein Teil eines völlig anderen Hochschulsystems nicht so ohne weiteres in das hiesige einbauen läßt...



Im Zeitalter des Sparens

Studieren in den USA? oder: Studieren wie in den USA?

Welche Zeitschrift, welches Diskussionsforum hat sich diese Fragen noch nicht gestellt in den letzten Wochen? Kaum einer läßt die brisante Story über die ach so miserablen deutschen Universitäten aus. Bezeichnenderweise drückt man ihnen ausgerechnet den Vergleich mit der vermeintlichen Creme de la Creme der höheren Bildung auf: amerikanische Eliteuniversitäten wie Harvard oder Yale werden zu globalen Vorbildern erhoben, denen es nachzueifern, die es zu übertreffen gilt. Aber ist diese Idolisierung überhaupt sinnvoll?

Durch international herausragende Erfolge in der Forschung, aber auch durch soziale Errungenschaften, wie die Förderung von ethnischen Minderheiten oder die beispielhafte Betreuung von Körper- und Lernbehinderten im Hochschulbetrieb, genießen die amerikanischen Universitäten heute noch einen weltweit überdurchschnittlich guten Ruf.

Dabei gab es im Laufe ihrer Geschichte immer einen direkten Zusammenhang zwischen der Lösung wirtschaftlicher Probleme und der Überwindung sozialer Notlagen. Die „G. I. Bill of Rights“ beispielsweise, die nach dem Zweiten Weltkrieg mehr als zwei Millionen ehemaligen Soldaten eine bundesstaatlich finanzierte College-Ausbildung ermöglichte, entstand, als beinahe elf Millionen Kriegsveteranen die Armee verließen und als zumeist Ungelernte den Arbeitsmarkt überschwemmten. Ein ähnliches wirtschaftliches und soziales Problem stellten die vielen Körperbehinderten, die aus dem Vietnamkrieg heimgekehrt waren, dar. Motiviert durch eine Bewegung von Behinderten und Studenten wurden Förderprogramme für Behinderte, und eine Gesetzgebung geschaffen, die behindertenfreundliche Bauweise und Ausstattung für alle öffentlichen Gebäude (also auch Universitäten) zur Pflicht machte. Die meisten Hochschulen in den USA besitzen ein spezielles Büro für Behinderte, das einen hohen Standard an Integration und Betreuung gewährleisten soll. Es verfügt über moderne Hilfsmittel, organisiert Veranstaltungen, vermittelt manchmal sogar qualifizierte Arbeitsplätze und stellt Betreuer zur Verfügung, so daß z.B. auch Blinde Medizin studieren können! Während der Reagan-Administration hatte dieser Bereich sehr unter Kürzungen im Sozialetat zu leiden. Das entstandene Loch wurde durch private Stiftungen, die vor allem von den inzwischen finanziell besser gestellten Behinderten selbst kamen, notdürftig gestopft.

Eine ähnliche Entwicklung ergab sich im Zuge des Civil Rights Movement und der Feministischen Bewegung. Aufgrund des öffentlichen Drucks wurden seit Anfang der 60er Jahre gesetzliche Grundlagen für Gleichberechtigung und gleiche Chancen unabhängig von Geschlecht, ethnischer Zugehörigkeit, Religion, etc. festgelegt und Fonds zur Realisierung dieser Gesetze eingerichtet. Die Zahl afro-amerikanischer Studenten stieg rapide an, verdoppelte sich sogar fast innerhalb von zehn Jahren, was sicher auch damit zusammenhängt, daß es nun den meist sozial erheblich schlechter gestellten Afroamerikanern durch eine neue Stipendienpolitik ermöglicht wurde, ein Studium abzuschließen. Auch was die Geschlechterbalance angeht hat sich einiges getan. Seit Anfang der 80er Jahre gibt es sogar mehr Studentinnen als Studenten an amerikanischen Hochschulen. Die Mehrzahl der höheren Abschlüsse, z.B. „Master“- oder Dokortitel, gehen jedoch immer noch an (weiße) männliche Studierende, d.h. die höheren Positionen sind nicht nur in Forschung und Lehre zum Großteil immer noch von derselben Bevölkerungsgruppe, die sie schon immer innehatte, besetzt.

Ob Krankenschwester oder Elektrotechnikingenieur – alle gehen zur Hochschule

Um das amerikanische Hochschulsystem zu verstehen, muß man sich zunächst über eines klar werden: Der dritte Bildungssektor, der sich in Deutschland

aus allerlei Hochschulen aber auch aus beruflichen Ausbildungssystemen mit ihren unterschiedlichen Bildungsinhalten und -zielen zusammensetzt, wird in den USA ausschließlich von den „Universities“ und „Colleges“ abgedeckt. Eine Hochschulzugangsberechtigung haben alle High-School-Absolventen, sprich 73% der jeweiligen Altersgruppe. Fast alle wollen studieren und tun das auch mit gegebener Zeit, einige sofort nach der Schule, andere erst nach zwei oder drei Jahren, wenn sie genug Geld dafür zusammengejobbt haben. Jede Ausbildung kostet Gebühren, ob zur Hauswirtschafterin, zum Bankangestellten oder zur Agrarwissenschaftlerin. Eine angehende Krankenschwester kann an derselben Hochschule studieren wie eine Elektrotechnikingenieurin oder ein Soziologe. Es gibt zwar verschiedene Typen von „Colleges“, die damit zusammenhängen welche Abschlüsse man an ihnen erwerben kann, z.B. Institutionen, die innerhalb von zwei Jahren zu einem berufsbefähigendem Abschluß führen, solche, die nach vier Jahren den „Bachelor“ vergeben, der sowohl als beruflicher als auch akademischer Titel gesehen werden kann, und solche, die darüber hinaus ein Doktorandenstudium oder ein höheres Berufsstudium für Mediziner, Juristen, etc. anbieten, aber zwischen diesen verschiedenen Typen sind prinzipiell fließende Übergänge möglich. Man kann also mit einem ersten berufsbefähigenden Abschluß an einem anderen Institut nach zwei weiteren Jahren den „Bachelor“ und anschließend an einer „Graduate School“ den Magister- oder Doktorgrad erwerben, oder seine ganze Ausbildung an einer einzigen Hochschule machen. Der Trend geht dazu sich jeweils bei den möglichst besten Hochschulen einzuschreiben. Den Studiengang oder -ort zu wechseln, ist aber mit erheblichen Kosten verbunden. Wenn man sich für einen Studiengang an einer bestimmten Universität entscheidet, bleibt man dem auch treu. Das liegt nun nicht daran, daß amerikanische Studenten von allem Anfang an zielbewußter wären als deutsche. Das liegt vielmehr daran, daß es ihnen leichter gemacht wird an Informationen zu kommen, die es ihnen ermöglichen, sich für das „Richtige“ zu entscheiden, und daß sie zwar hochschulinternen Zulassungsquoten aber keinen restriktiven, bundesstaatlichen Studienplatzverteilungen ausgesetzt sind. Dazu kommt, daß man während der ersten Semester ohnehin eher eine Art Studium Generale absolviert, das keinen Studienschwerpunkt setzt und es ermöglicht, den ursprünglichen Hauptfachwunsch ohne Probleme zu ändern.

Von 3300 US-amerikanischen Hochschulen sind nur etwa 200 vergleichbar mit deutschen Universitäten

Innerhalb des breiten Spektrums von verschiedenen Hochschulen gibt es natürlich große Unterschiede in der finanziellen Sicherheit, der Forschungsleistung, im Management, der Motivation der Studenten, etc. Seit Anfang der 60er Jahre werden regelmäßige Evaluationsverfahren durchgeführt, wel-

Literatur:

The National Data Book, 1994, U.S. Department of Commerce, Economy and Statistics Administration Bureau of Censos, Washington D.C. 1994

Journal of Higher Education, Ohio State University Press, Columbus Ohio, verschiedene Ausgaben

US News & World Report Magazine, Washington D.C. verschieden Ausgaben

che die Qualität der einzelnen Aspekte untersuchen und jeder Hochschule einen Platz auf einer sogenannten Rankingliste zuweisen. Von allen ungefähr 3300 Hochschulen, die es in den Vereinigten Staaten gibt, sind nur etwa 200, was den Studienabschluß und die Forschungsleistung angeht, vergleichbar mit deutschen Universitäten, und zwar die, die eine „Graduate School“ haben. Hinter so klingenden Namen wie Yale, Princeton, Harvard oder Duke („die vier Besten“ auf der aktuellen Rankingliste) verbergen sich hervorragende Forschungs- und Bildungsinstitutionen mit paradiesischen Dozent-Studenten-Relationen von 1 zu 10, Universitätsbibliotheken von Weltniveau und viele Großartigkeiten mehr. Dahinter verbergen sich aber auch Zulassungsraten von nur 10-20% der Bewerber, die extreme Einbindung in ein verschultes Leistungslernsystem und das Faktum, daß sich die meisten Amerikaner die bis zu \$30.000 Studiengebühren pro Jahr nicht leisten können, beziehungsweise, die daraus entstehende Schuldenlast am Ende des Studiums, d.h. am Anfang des Lebens, nicht leisten wollen. Mehr als die Hälfte der Studenten ist an Massenuniversitäten eingeschrieben, wo die Erfolgsaussichten am Arbeitsmarkt, die Lern- und Lebensbedingungen ganz anders sind und wo es nicht nur ethnisch bunter zugeht. Die Rankings und der aus ihnen resultierende Konkurrenzkampf unter allen Beteiligten werden als Hauptgründe für die Etablierung von Eliteuniversitäten gesehen. Norman M. Bradburn, Mitglied der Universitäten Chicago, Harvard und Oxford, läßt zu der Frage, ob das Rankingsystem in Deutschland eingeführt werden kann, bedenken, daß es unwahrscheinlich ist, „wie man vom Studium des sozialen Wandels weiß ..., daß man ein Element aus einem komplexen System in ein anderes komplexes soziologisches System übernehmen kann, ohne eine Vielzahl weiterer Veränderungen und Folgewirkungen auszulösen.“

Die amerikanischen Universitäten haben ihren guten Ruf nicht wegen der Qualifikation ihrer Absolventen, sondern wegen der Errungenschaften in der Forschung

Obwohl viel Wert auf die Qualität der Lehre gelegt wird, haben die amerikanischen Universitäten ihren guten Ruf nicht vorrangig um ihrer hervorragenden Absolventen willen.

Oft wird sogar bemängelt, daß diese international und besonders im Vergleich mit asiatischen Hochschulabsolventen relativ schlecht qualifiziert sind. Dazu kommt, daß sie oft keinen Deut jünger sind als deutsche Hochschulabsolventen. Zwar ist es prinzipiell möglich mit 25 den Dokortitel in der Tasche zu haben, da aber viele zwischen den Abschlüssen (z.B. nach dem Bachelor, also nach dem Grundstudium) für einige Zeit arbeiten, um Geld für die weitere Ausbildung und die Abzahlung der Darlehen zu verdienen, ist das für Otto-Normal-Student eher illusorisch.

Die am meisten gerühmte Qualität des amerikanischen Systems liegt in den Errungenschaften der Forschungsabteilungen derjenigen Universitäten, die im amerikanischen Vergleich an der Spitze der Rankinglisten stehen. Sie erhalten die größte finanzielle Förderung von Staat und Industrie, egal ob sie „privat“ oder staatlich finanziert werden, und können die gefragtesten Wissenschaftler beschäftigen – für horrenden Honorare übrigens. Neben ihrer Tätigkeit an der Hochschule betreiben aber viele Wissenschaftler eigene, private Forschungsinstitute oder arbeiten in solchen mit. Diese Zweiteilung der Forschungstätigkeit wird von den Hochschulen und von staatlicher Seite gefördert, weil so die Arbeit an der Hochschule relativ frei von ökonomischen oder politischen Zwängen bleiben kann, während in den privaten Forschungsinstituten zweck- bzw. auftragsgebunden geforscht wird, beispielsweise auf Anfragen seitens industrieller Unternehmen oder Regierungsorganisationen. Diese bezahlen für die in Anspruch genommenen Beratungs- oder Forschungsleistungen, wobei Teile dieser Bezahlung an die Hochschulen fließen, deren Dozenten die Leistung erbracht haben, und tragen somit zur Finanzierung der Hochschule bei. Ein anderer positiver Nebenaspekt ist, daß Studenten und Doktoranden, die an solchen Aufträgen mitarbeiten, einen direkten Zugang zu Arbeitsplätzen in der freien Wirtschaft haben.

Der Weg zu einem qualifizierten Arbeitsplatz ist aber auch in den Vereinigten Staaten mit Steinen gesät. Und es ist durchaus nicht an den Haaren herbeigeht zu sagen, daß der größte dieser Steine in der Finanzierung des Studiums liegt.

Den größten Teil der Finanzierung vor allem der privaten Universitäten übernehmen die Studiengebühren.

Selbstverständlich spielen noch eine Reihe anderer Quellen eine Rolle, z.B. staatliche, bundesstaatliche oder private Fonds, hochschuleigenes Kapital, Gebühren für öffentliche Dienstleistungen, wie Krankenhäuser oder Bibliotheken, Einnahmen von sportlichen Veranstaltungen, private Schenkungen, u.v.m. (in den USA bestehen stets gute Kontakte zwischen der Universität und ihren ehemaligen Studenten, die, so sie einflußreiche Positionen innehaben, „ihre“ Universität nach Möglichkeit unterstützen). Den größten Teil der Finanzierung vor allem der privaten Universitäten übernehmen aber die Studiengebühren mit knapp 40%. Sie beinhalten die Kosten für den Unterricht, Mensa und Studentenwohnheim, Sozialbeiträge, etc., nicht z.B. die für Krankenversicherung, für Bücher und Verkehrsmittel. Der Kunde Student kann dabei zwar die Qualität seiner Lehre einfordern, zur Qualität der Verwaltung kann er jedoch nichts sagen, da ihm alle Hochschulgremien komplett verschlossen bleiben. Wenn also die universitären Kosten die Studiengebühren jährlich um 5-10% (5% an pri-

Anzeige

B. Schöber

akadem. Buchhandlung

Gegründet 1897

**Chausseestraße 123
D 10115 Berlin-Mitte**

Inh.: Michael Motikat

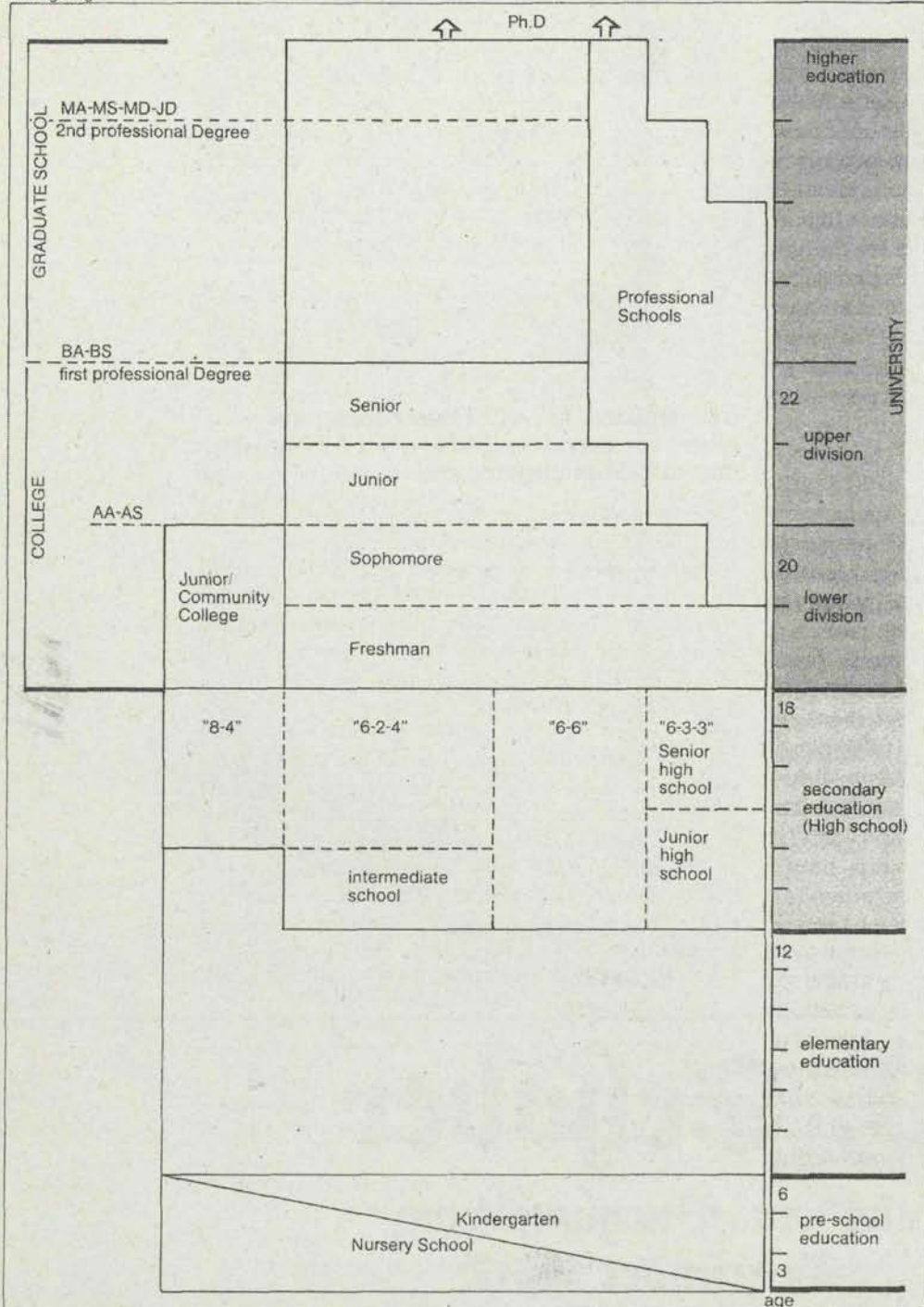
**Tel./Fax
(030) 2 82 38 73**

vaten, 10% an staatlichen Hochschulen) in die Höhe treiben, haben die Studenten in ihrer passiven Kundenrolle nicht die geringste Möglichkeit daran irgend etwas zu rütteln. Um es trotz der massiven Kosten, die auf die Familie eines Studenten bzw. einen Studenten selbst zukommen, einer breiteren Masse zu ermöglichen zu studieren, hat man in den USA ein ausgeklügeltes Stipendien- und Darlehenssystem entwickelt. Den Löwenanteil der Finanzhilfen trägt mit über 80% der Bundesstaat. Die Hauptlast der universitären Finanzierung liegt also auch in den Vereinigten Staaten in öffentlicher Hand. Zu Beginn der 90er Jahre gab es heftige Debatten um die Funktionsfähigkeit dieses Systems. Hohe Schuldenberge be-

lasteten die öffentlichen Kassen. Gleichzeitig führten Skandalberichte über faulenzende Dozenten, erschreckend schlechte Studienleistungen, Mißbräuche von Stipendien für „fast cars and trips to Florida“ usw. zu einem jähen Einbruch des Ansehens der Hochschulen in der öffentlichen Meinung. Das ungünstige Klima führte dazu, daß per Gesetz nur noch ein Drittel aller Finanzhilfen in Stipendien, der Rest in Darlehen vergeben wurde. Das entlastete die öffentlichen Kassen, belastet aber die Studenten und ihre Familien.

Viele Studenten sehen sich am Ende ihres Studiums einem Schuldenberg gegenüber, den sie, angesichts sich verschlechternder Chancen, einen qualifizierten Arbeitsplatz zu finden, nicht selten viele Jahre vor sich herschieben müssen.

Der amerikanische Bildungsweg



Reformvorschläge werden laut

Die Zahl der Kritiker dieses Systems nimmt in letzter Zeit erheblich zu. Reformvorschläge werden laut, was die Effektivität der Verwaltungen und des Lehrkörpers angeht. Diskutiert werden Vorschläge, vergleichsweise starke Fachbereiche kommerziell besser auszunutzen, die Lehrmethoden dem Bedarf der Studenten und die Bildungsinhalte dem Bedarf des Arbeitsmarktes (innerhalb der Grundsätze der Universität!) anzupassen, die Top-Gehälter von Spitzenforschern drastisch zu senken, und vor allem, die Studiengebühren wieder auf ein bezahlbares Maß herunterzuziehen. Die Summe aller Darlehen, die zwischen 1990 und 1995 an Grundstudenten vergeben wurde, übertraf mit \$103 Milliarden das Volumen der gesamten Darlehen der letzten drei Jahrzehnte. Es wird davon ausgegangen, daß unter den derzeitigen Umständen kommende Absolventengenerationen nicht mehr in der Lage sein werden, sich während der ersten Berufsjahre „Konsumgüter“ wie die eigene Wohnung, ein Auto... (oder eine Familie?) zu leisten. Auch wird befürchtet, daß die finanziellen Folgen eines Studiums die Pläne der High-School-Absolventen bezüglich ihrer Ausbildung derart verändern werden, daß die sozial Schwächeren und die eher an frühem Gelderwerb und Familiengründung Interessierten (beides trifft weitgehend auf Angehörige ethnischer Minderheiten zu) vor einem Hochschulstudium zurückschrecken werden. Darüber, daß das der amerikanischen Wirtschaft, die bereits an den Folgen der seit langem schlechten High-School-Ausbildung leidet, nicht zugute kommen wird ist man sich in den USA jetzt schon nicht nur in Fachkreisen einig.

Petra Langheinrich

Der morgendliche Gang zur Uni führte mich an den gepflegten Vorgärten meiner neuen Nachbarn vorbei auf den zunächst ein wenig futuristisch wirkenden Campus: Solarbeheizte Neubauten in edlem roten Ziegel lösen sich mit repräsentativen neo-(oder doch eher pseudo-)gotischen Gebäuden ab, viel Rasen, Bäume und Blumen im Stil alter *ivy league* Universitäten. Ein betriebsames Gewimmel von optimistisch blickenden Studis in den üblichen T-Shirts und Shorts, alle Abläufe schienen reibungslos – eine gespenstisch-sympathische Unimaschine, auf die ich zunächst mit eher ambivalenten Gefühlen reagierte. Kleine Gruppen in den Seminaren, persönliches Klima, exzellent ausgestattete Bibliotheken, die teilweise bis 3 Uhr nachts geöffnet sind – soweit erwies sich das Bild einer amerikanischen Eliteuniversität als richtig. Der Mythos und die Realität Georgetowns stiften Identität, der Umgang ist freundlich und offen. Ehe ich mich versah, war ich befreundet mit einer Reihe von aufgeschlossenen und klugen Leuten aus verschiedenstem kulturellen Hintergrund. Ich bin selten über längere Zeit so produktiv in Frage gestellt worden und geistig so beweglich geblieben wie in diesem Jahr. Verwöhnte reiche *kids* hatte ich erwartet, und die gab es auch zur Genüge, besonders unter den *undergraduates*. Spätestens in den Kursen zeigte sich, wer hauptsächlich auf Grund von Papis Geld oder Position hier aufgenommen worden war.

Der Abschluß an einer der traditionsreichen und renommierten Fakultäten galt in der Vergangenheit als Eintrittskarte in die Führungsebenen z.B. der internationalen Diplomatie, Politik oder Wirtschaft. Zwar glänzt der Name Georgetown immer noch auf dem Lebenslauf, eine Garantie auf erfolgreichen Berufseinstieg bietet er nicht mehr. Die Zahl derer, die neben dem harten Studium noch unermüdlich kurbeln, um geeignete Praktika zu ergattern, oder selbst im Prüfungssemester nebenher bis zu 20 Wochenstunden arbeiten, ist viel größer als ich erwartet hatte. Ähnlich wie viele deutsche Studenten versucht man sich schon während des Studiums ganz engagiert in der Arbeitswelt zu situieren. Nach dem Studium hangeln sich viele über Jahre von einem mittelmäßig bezahlten Job zum anderen, die Rückzahlung der Studiengebühren zieht sich ewig hin, die Familiengründung muß warten bis Mitte Dreißig. Selbst von arbeitslosen Georgetown-Studenten hat man inzwischen schon gehört. Das berühmte Wechselspiel von Angebot und Nachfrage hat einige Blüten getrieben: Unter den Bedingungen verschärfter Konkurrenz auf dem Arbeitsmarkt strebt man wie in Deutschland auch hier nach immer besserer Ausbildung, verschuldet sich immer mehr – mit immer geringerem Erfolg. Zum B.A. (*bachelor of arts*) kommen so oft noch weitere Abschlüsse hinzu – meist nach vorübergehender Berufstätigkeit.

Qualität contra Chancengleichheit?

Die Unis führen einen harten Kampf nicht nur um die Qualität der Lehre, sondern auch um die Erhaltung ihres schon halb mythischen Rufes. Um zahlungs-

kräftige Studenten anzuziehen, bietet man eine Menge Service an, der mit akademischer Qualität eigentlich nichts zu tun hat, wie z.B. ein luxuriöses Sportzentrum, einen kostenlosen Fahrservice und unzählige gesellige Spektakel. All dies müssen Begabtenstipendien dann in den \$10.000 Studiengebühren pro Semester mitfinanzieren. Der Wettbewerb der Universitäten hat so die Studiengebühren unnötig in die Höhe getrieben und bestimmten Schichten den Zugang zur Bildung erheblich erschwert. Ein Vergleich drängt sich auf mit dem amerikanischen Krankenkassensystem. Dieses bietet Zahlungskräftigen zwar exzellenten Service, ist aber für viele unerschwinglich teuer, weil insgesamt ineffizienter und profitorientierter als das deutsche. (siehe Kasten)

Die ethnische Vielfalt auf dem Campus ist zwar beeindruckend, ein großer Teil der Studenten stammt jedoch aus den internationalen Eliten. Afroamerikaner sind auf Grund ihrer meist deutlich geringeren Einkommen hier stark unterrepräsentiert. Die wenigen für sie eingerichteten Stipendien können die in 10 Jahren auf fast das Doppelte gestiegenen Studiengebühren nicht auffangen. Wer es schafft, geht daher ein paar Kilometer weiter auf die traditionell von vielen Afroamerikanern besuchte Howard University. Hier hat man ein



Foto: Kathrin Schlieter



Foto: Kathrin Schlieter

völlig anderes Selbstverständnis als im zuweilen doch recht stolzen Georgetown. Statt integrierend zu wirken, begünstigt so das Bildungssystem die Herausbildung einer „Ghetto-mentalität“ auf beiden Seiten. Damit verscherzt die amerikanische Eliteuniversität ihr Potential, Podium für die Diskussion gesellschaftlicher Probleme zu sein, und auf akademisch hohem Niveau nach Lösungen zu suchen. Übrig bleibt oft nur eine Multi-Kulti-Gebärde, etwa wenn das *intercultural center* eine Pizzaparty mit Essern aus 20 Ländern initiiert.

Georgetown-Studenten belegen im Semester meist 3–5 Kurse und verbringen damit ca. 5–10 h pro Woche im Seminarraum. Zum Selbststudium bleibt so deutlich mehr Zeit, man ist in der Regel belesen auf dem Gebiet und diskutiert auf Grund der gemeinsamen Textbasis sehr ernsthaft und kompetent. Die Atmosphäre ist eher verbindlich als verschult. Die geringere Zahl von Kursen wirkt der in Deutschland teilweise schon überzogenen Spezialisierung entgegen und begünstigt interdisziplinäres Herangehen. In der letzten Sitzung eines jeden Kurses entfernt sich der Professor vorzeitig und läßt die Studenten mit den detaillierten Evaluierungsformularen allein; deren Ergebnisse veröffentlicht werden und nach meinem Eindruck auch Wirkung haben.

Hierzulande wird häufig argumentiert, daß zahlende Studenten in einer besseren Position seien, wenn es darum ginge, akademische Qualität und notwendige Reformen einzu-

fordern. Allerdings sorgen sich die amerikanischen Unis zunächst einmal um die Bedürfnisse ihrer spezifischen Klientel und um ihren „Ruf“, den man ja nicht ohne weiteres von der neuen Studentengeneration „ruinieren“ lassen will. Überdies mischen die *alumni*, die oft spendablen ehemaligen Georgetown-Studenten, kräftig mit. Deren Einfluß auf das künftige Profil der Uni ist von solch edlen Motiven wie der Erinnerung an die „guten alten Zeiten“ getragen, als unter der Käseglocke noch alles in Ordnung war. Und schließlich sind da noch all die schönen Zwänge einer kommerziell geregelten „*academic excellence*“: Gibt man den Absolventen zu schlechte Noten, ist das Serviceverhältnis mit den karriereorientierten Zahlern empfindlich gestört. Wer \$ 80.000 Studiengebühren für ein B.A. zahlt, erwartet, daß man ihn auch zu einem guten Abschluß führt – egal, welche persönliche und intellektuelle Eignung er dafür mitbringt.

Institutionalisiert ist das Mitspracherecht der Studenten bei wichtigen akademischen Entscheidungen nicht, und selbst in Georgetown gibt es Kurse und Fachbereiche, deren Qualität nicht berauschend ist. In der sehr politischen Auseinandersetzung um das künftige Profil der Universität gilt daher auch hier das Prinzip „Steter Tropfen höhlt den Stein“: Alle paar Wochen eine Kundgebung, Briefe an die Administration, Meinungsäußerungen in jeder Ausgabe der Unizeitung, um schließlich etwas zu bewegen. Eine Atmosphäre von Verbindlichkeit und Transparenz der Vorgänge ermutigt eine große Zahl von Studenten, dranzubleiben, und sich zu artikulieren. Man übt sich hier in der Auseinandersetzung, simuliert schon mal die Kämpfe, die in der Gesellschaft draußen stattfinden. Bezüglich des Lehrangebots hat sich die als konservativ gehandelte Universität daher in den letzten Jahren erheblich umstellen und verbreitern müssen, um die von immer mehr Studenten geforderte *diversity* (Vielfalt) der Ansätze zu erreichen. Sehr zugute gekommen ist dieser Entwicklung meines Wissens auch der größere Gestaltungsspielraum der einzelnen Fachbereiche.

Fazit

Trotz des hohen Leistungsdrucks und dem, was wir Verschulung nennen würden, produziert Georgetown viele motivierte und engagierte Leute, deren Tatkraft ich beeindruckend fand. Gerade aus der Kenntnis und Konfrontation mit den Eliten heraus wissen sie, was sie anpacken wollen und wie. Nach meinem Eindruck verfügen schon deutsche Studienanfänger häufig über ein viel differenzierteres politisches Analysevermögen und allgemein ein größeres Wissen als die meisten ihrer amerikanischen Kollegen. In der inzwischen viel zu unverbindlichen und häufig sogar demotivierten Atmosphäre, die seit einiger Zeit an deutschen Hochschulen herrscht, finden diese Eigenschaften oft nur geringe Unterstützung. Deutsche Studierende reiben sich zwischen Verwaltungschaos, schwer durchschaubaren Studienordnungen und ihren oft einsam reflektierten Sinnzweifeln auf. Die Hochschule ist für viele kein Ort mehr, wo man Handlungsfähigkeit lernt und aus seiner eigenen Kompetenz Kraft gewinnt. Eine Mentalität wie auf dem sinkenden Schiff greift um sich. In dieser Situation ist es ja sicherlich lohnend, sich anderswo nach Erfahrungen und Lösungen umzuschauen. Die neuerliche Begeisterung in der Politik für eine Eliteuni à la USA liegen allerdings eher in der guten alten Tradition deutscher Amerikaschwärmerei.

Kathrin Schlieter

Ein ähnliches System in Deutschland einzuführen würde im günstigsten Fall bedeuten, vom Regen in die Traufe zu kommen – auch finanziell. Zwar ist es aufgrund der unterschiedlichen Systeme schwer, die Kosten eines durchschnittlichen deutschen Studienplatzes mit denen eines amerikanischen zu vergleichen, doch geben die folgenden Zahlen eine ungefähre Orientierung über die Dimensionen: Nach OECD-Berechnungen verausgabte die Bundesrepublik 1991 \$ 6322 je Studierenden, der Durchschnitt der 21 OECD-Länder lag bei \$9326. Für einen amerikanischen Studenten wurden durchschnittlich \$ 13639 ausgegeben, wobei zu bedenken ist, daß diese Zahl für die (hier relevanten) wirklich guten amerikanischen Universitäten deutlich höher ausfallen würde. Vergleichbare Qualität der Hochschulbildung kostet unter „amerikanischen Bedingungen“ also wahrscheinlich erheblich mehr.

Vgl. OECD – Education at a Glance, Bildung Kompakt – OECD – Indikatoren, Paris 1994, S.64 ff (aktuellere Ausgabe wird im Dezember erscheinen) Die Zahlen geben unabhängig von der Quelle des Geldes (staatlich, privat...) die Ausgaben je Studierenden an.



Studieren an einer amerikanischen "Massenuniversität"

Bevor ich in die USA flog, gab man mir allerhand lebenswichtige Tips mit auf den Weg: die Menschen seien etwas komisch im Land der unbegrenzten Möglichkeiten: nett, aber oberflächlich, ungebildet und naiv. Political correctness und Anti-Raucher-Terror würden das Leben für Europäer erheblich erschweren. Immerhin, die Lehre wäre phantastisch in den USA. Derart gewappnet erreichte ich die State University of Connecticut (UConn), eine große und recht bekannte staatliche Universität in New England. Jedoch der Kulturschock blieb aus. Ich wurde herzlich empfangen. Mein *advisor*, der mich betreuende Professor, holte mich vom Flughafen ab und lud mich regelmäßig zu den typischen amerikanischen (und jüdischen) Feiertagen in seine Familie ein. Dort lernte ich die ersten Studenten vom Fachbereich political science und deren Freunde kennen.

Ich kam kurz vor Ausbruch des Herbstes (*Indian Summer*!) in UConn an. Die Landschaft ist ausgesprochen hübsch: viel Wald und süße, kleine Häuser in altmodischem Stil, die im Herbst mit Kürbissen dekoriert werden. Man kann aber auch bequem nach New York und Boston fliehen, wenn man plötzlich merkt, daß man die Stadt nicht haßt, sondern hin und wieder braucht.

Allerdings war UConn optisch ein Schock: im Wohnheim bekam ich ein winziges, düsteres Kabuff mit einem ekligen, uralten Teppich. Ab Ende Oktober wurde geheizt – da hatte ich die Grippe schon überstanden. Der Campus hat einen schönen alten Teil um den Mirror Lake herum, der Rest ist „modern“ (60er/70er Jahre).

Bevor das Studium begann, mußten unzählige Formalitäten erledigt werden. Unmittelbar nach der Ankunft, wenn man noch nicht alles versteht, wird das leicht zum Alptraum. Die Betreuung für die ausländischen Studenten war deshalb perfektioniert worden. In der Einführungswoche wurde der ganze Pulk inter-

nationaler Studenten durch die Krankenstation, die polizeiliche Anmeldung, die Einschreibung an der Uni usw. geschleust. Eine separate Verwaltungsstelle, die International Division, half uns jederzeit bei allen Angelegenheiten vom Führerschein bis zur Steuererklärung. Das International House organisierte Ausflüge und Veranstaltungen.

Dann fing das Semester an. Obwohl ich dachte, daß ich auf Grund meines Sonderstatus als eine, die keinen Abschluß in UConn anstrebt, viele Freiheiten hät-

te, unterlag ich bestimmten Zwängen. Ich wollte das Jahr eigentlich für meine Diplomarbeit nutzen, kam aber nicht dazu, weil aus der Art der Finanzierung des Austauschprogramms Verpflichtungen resultierten. Weil es kein Stipendium für mich gab, bekam ich einen assistant-Job an der Uni, inklusive Befreiung von den generellen Studiengebühren (\$16 000 im Jahr). So einen Job bekommen nur Vollzeitstudenten, d.h. wer mindestens 3 Scheine pro Semester macht. So ist die Zeit schnell verplant. Die meisten amerikanischen Hauptstudenten finanzierten ihr Studium auf diese Weise, mußten aber die Kursgebühren bezahlen (ca. \$ 1200 pro Kurs). Außerdem fallen noch Lebenshaltungskosten an, die ich vom Auslands-BAföG bestritt.

Die Lehre

Mein *advisor* empfahl mir, einfache Kurse zu belegen. Ich bereute es zutiefst, diesen Rat befolgt zu haben. Mein *undergrad*-Kurs war völlig überfüllt. Wöchentlich waren ca.

Bibliotheksgebäude
der UConn



10 Seiten Hausaufgaben abzugeben, in der Semestermitte gab es eine schriftliche Prüfung (*midterms*) und am Semesterende auch (*finals*). Letztere war eine Katastrophe – der Prof mußte die Fragen manipulieren, um die Studenten durchzuschuggeln. Sie hatten die Hausaufgaben nie oder selten gemacht, und auf den letzten Drücker ließ sich nicht alles nachholen. Dieser Professor erzählte mir, daß manche *undergrads* der Meinung sind, sie müßten überall durchkommen, weil sie das bezahlt haben. Da wird auch mal mit dem Anwalt gedroht.

Die Einführungsveranstaltungen für *grads* waren nicht besonders kreativ. Meist gab es einen Reader, eine Sammlung von Textpassagen aus den Standardwerken eines Fachgebiets, der wurde durchgelesen und in *midterms* und *finals* abgefragt. Es waren kleine effiziente Seminare, in denen man die Grundlagen des Gebiets kennenlernte und z.T. aktuelle Probleme diskutierte. Wir hatten mehrmals kurze Referate zu halten oder einen Text abzugeben. Vor beidem verlor ich bald die Angst.

Im persönlichen Bereich machte ich ausgesprochen gute Erfahrungen. Schnell hatte ich einen Kreis amerikanischer, deutscher und allerhand ausländischer Freunde. Wenn man auf die Leute zugeht, um Hilfe bittet, und anderen hilft, wo man kann, bleibt es nicht beim „Smalltalk“.

Dann kam der Winter. Schnee ohne Ende, Kälte, aber meistens Sonnenschein. Ohne Auto wurde der Campus in den Ferien zur Falle, weil alles wegen Schneestürmen geschlossen war. Mit dem Begriff „Sturm“ wurde großzügig umgegangen, weil es erstens eindrucksvoll klingt und man zweitens ein Korrektiv für zu geringe Urlaubszeiten braucht – bei Schneesturm kann man nicht mit dem Auto zur Arbeit kommen, der Bus fährt nicht und die Kunden bleiben bestimmt auch lieber zu Hause. Ein Problem für die, die nicht in die nächste Stadt fahren können. Hier reifte die Überzeugung, daß ich ein Auto brauche.

Das 2. Semester

Im zweiten Semester setzte ich durch, in zwei fortgeschrittene Kurse zu gehen. Dort hatte ich viel Spaß. Jede Woche war mindestens ein Buch zu lesen. Zwei bis drei Studenten bereiteten kurze Referate zu verschiedenen Büchern vor. Dann wurde methodenkritisch und inhaltlich diskutiert. Am Semesterende gab es eine Prüfung als *take home* – man holt die Fragen vom Prof und gibt nach 4 Stunden einen Text ab. In der Zwischenzeit darf man alle Mitschriften benutzen. Außerdem schrieb ich mich für *independent studies* ein, als Student mit eigenem Thema und losem Kontakt zu einem Betreuer. So arbeitete ich doch noch an meinem Lieblingsthema.

Anders als die Studenten, die in UCONN abschließen, studierte ich thematisch recht breit. Normalerweise wählt man in einem Fach einen großen und einen kleinen Schwerpunkt. Wenn der Fachbereich klein ist, bedeutet das, daß man die nächsten 2 Jahre alle Veranstaltungen der zwei Profs des jeweiligen Spezialgebiets besuchen wird. Deren Veranstaltungen sind im Curriculum festgeschrieben und werden über die Jahre kaum modifiziert. Langweilig?

Fachliche Betreuung bekam, wer sie einforderte. Allerdings nahmen sich die Profs deutlich mehr Zeit für ein Gespräch. Die Politologen haben für gewöhnlich *incompletes* am Ende des Semesters, das heißt sie schleppen ein unvollendetes Lebenswerk in die Ferien oder auch die nächsten paar Semester mit. Da hakt sich dann der *advisor* ein und fragt, ob man Kummer habe und ob man Hilfe braucht. Das ist sehr lieb, auch wenn man letztere meist nicht in Anspruch nimmt.

Uni-interne Kämpfe

In UCONN war die Protestbereitschaft der Studenten relativ groß. Man hat ohnehin genug Sorgen, und wenn sich Bedingungen dann auch noch verschlechtern, gibt es Ärger. Das Projekt UCONN 2000 löste heftige Kontroversen aus. Die Unileitung möchte in den nächsten Jahren viel tun: neue Wohnheime, die Sanierung der katastrophal gebauten Bibliothek und Prestigeobjekte (Sportanlagen) stehen auf der Liste der Vorhaben. Das Problem ist, daß die jetzigen Studenten dafür zahlen, jedoch gleichzeitig von einem weitestgehenden Einstellungsstopp für Lehrkräfte sowie einem Investitionsstopp für Equipment betroffen sind. Die Lehre wird also schlechter – bei steigenden Gebühren. Die Unileitung wiederum steht vor einem schwierigen PR-Problem. Wenn UCONN etwas schicker aussieht als jetzt, und weiterhin für das Basketballteam berühmt ist, hofft man, daß der Ruf gut bleibt und die Kids an diese Uni geschickt werden, also Einnahmen bringen. Wenn man an dieser Stelle spart und das Geld für die Lehre verwendet, könnte es sein, daß man im Kampf um eine gute Qualität der Ausbildung weniger gewinnt, als man einbüßt. Für solche strategischen Entscheidungen ist keine Mitsprache der Studenten institutionalisiert.

Summary

Wer über die USA schimpft oder schwärmt, verstrickt sich oft in Widersprüche: Wenn die Unis die besten der Welt sind, wieso sind dann die Studenten „dummlich“? Wenn die private Finanzierung der Ausbildung so gut funktioniert, wieso diagnostizieren dann Politökonomien einen Bildungsnotstand in den USA, der mittlerweile zum Abwandern qualifizierter Jobs in Schwellenländer führt? Warum wurde Bildung neben dem Gesundheitswesen zu einem wichtigen Wahlkampfthema Clintons?

Wer die amerikanische Universität lobt, denkt an die fünf bis zehn Eliteuniversitäten. Aber auch teure private Unis sind nicht notwendigerweise gut. Die Kinder der Mittelklasse, deren zunehmende Schwierigkeiten bei der Finanzierung der traditionellen Familienaufgaben (Gesundheit, Hausbau, Bildung, Alter) sich ohnehin nicht mehr ignorieren lassen, studieren meist an Massenuniversitäten wie UCONN.

Über die Bildungschancen der Unterklassen braucht man in diesem Zusammenhang nicht viel zu sagen – es gibt sie quasi nicht. Es gibt noch einige Programme zur Förderung unterprivilegierter Kids, wie z.B. Ferienkurse, wo man schon ein bißchen vorarbeitet, Mathe und Englisch wiederholt, und das angerechnet bekommt, um den frustrierenden Leistungseinbruch mit Beginn der normalen Kurse abzufedern. Auch solche Programme werden reduziert. Obwohl ich viele schwarze Studies erwartet hatte, weil es doch eine staatliche Uni ist, waren kaum welche im Hauptstudium vertreten. Ein älterer Professor sagte mir, daß das vor 15 Jahren anders war. Die Schere im Bildungsniveau wird immer größer. In einem Land, wo es kein Berufsausbildungssystem gibt, bedeutet der BA auf dem Arbeitsmarkt soviel wie eine Lehre bei uns – wer diesen Abschluß nicht hat, jobbt für den Mindestlohn.

Alles in allem bin ich froh, nach UCONN gegangen zu sein. Die Studenten waren kritische Menschen, die wissen, daß in ihrem Land nicht alles perfekt ist. Ich bin beeindruckt davon, wie sie mit der permanenten finanziellen Unsicherheit umgehen, und wie hartnäckig sie um ihre Zukunft auf dem Arbeitsmarkt kämpfen, wohl wissend, daß sie trotz aller Zähigkeit hinter den Absolventen der berühmten Schulen zurückbleiben werden.

Cathleen Kantner

Neben mir die Sintflut



Studienbedingungen in Deutschland und Frankreich mal verglichen

Berliner Studenten haben dieses Semester die zusätzlichen 100 Mark Immatrikulationsgebühren bezahlt. Die Protestaktionen sind wegen mangelnder Beteiligung schnell zu Ende gegangen. Ist wirksames politisches Engagement an den Berliner Universitäten als definitiv gestorbene Utopie zu verstehen? Wie ist die Lage bei unseren bekanntlich unruhigeren französischen Nachbarn?

Vor zwei Monaten trat Daniel Cohn-Bendit, stellvertretender Bürgermeister in Frankfurt am Main an der Sorbonne Universität zu Paris auf. Es war weniger die Rede eines Politikers, als die des mythischen Studentenführers der Pariser Mai-Bewegung 1968. Damals war er, als „störender“ deutscher Staatsbürger titulierte, von den offiziellen Machthabern am 22.03.68 Frankreichs verwiesen worden, am 28.03.68 jedoch heimlich nach Paris zurückgekehrt. Er wurde zum Symbol dieses Aufstandes, der enorme Konsequenzen zur Folge hatte: der Sturz der damaligen Regierung unter De Gaulle (der politische Ziehvater von Chirac, insbesondere in der Atomwaffenpolitik), die Schwächung der 5. Verfassung, und vor allem soziologische Umbrüche: die Beschleunigung des Dechristianisierungsprozesses und die Umstrukturierung des Bildungssystems. Es wurde allen Jugendlichen der Zugang zu weiterführende Schulen ermöglicht. Seitdem stürmen immer mehr Studenten die französischen Universitäten. Aber das zu theoretische Wissen, das dort unterrichtet wird, entspricht den Anforderungen des heutigen Arbeitsmarktes nicht. Die französischen Jugendlichen sind schlechter qualifiziert als die deutschen. Demzufolge ist die Arbeitslosenquote erschreckend hoch: Jeder vierte Franzose im Alter von 16 bis 30 Jahre ist arbeitslos, in Deutschland nur jeder zwölfte. Dieser Realität ausgesetzt, besitzen die Studenten das nötige Selbstvertrauen für die Politik nicht mehr.

„Ich habe Haß“

Im Frühjahr 1993 kam es in Frankreich zu Studentendemonstrationen gegen den CIP (Contrat d'Insertion Professionnelle), eine Gesetzesinitiative der Regierung unter Ministerpräsident Balladur, der es Arbeitgebern erlaubt hätte, Berufseinsteiger unter Tarif zu beschäftigen, mit dem Ziel, die Integration von Hochschulabgängern in den Arbeitsmarkt zu erleichtern. Zwar wurde nach heftigen Protesten und Demonstrationen in Paris und anderen Großstädten das Projekt zurückgezogen, aber diese Protestaktion ist mehr aus politischem Ungeschick der damaligen Regierung entstanden, als aus tatsächlicher studentischer Militanz. Wie der Philosoph Jean Baudrillard reflektierte, demonstrierten die Studenten unter dem Slogan „j'ai la haine“ (ich habe Haß), der ein Ausdruck ohne

Objekt ist, ein „Ich bekunde mich“. Diese Studenten demonstrierten, um zu zeigen, daß sie existierten und daß sie Angst um ihre Zukunft hatten, und nicht als mitwirkender Faktor, der sein Gewicht im politischen Geschehen geltend macht.

Nicht alle müssen sich Sorgen machen

Neben den klassischen Universitäten existieren in Frankreich „ultra“-elitäre Hochschulen, die viele Ähnlichkeiten mit den renommierten amerikanischen Universitäten aufweisen, wie l'ENA (unentbehrlich für politisch Ambitionierte), die Polytechnique (L'X, eine militärische Schule, die zu höchsten Posten führt), die H.E.C. (hohe wirtschaftliche Studien) oder auch die Sciences Politiques Paris. Die Privilegierten, die, nachdem sie eine sehr selektierende Aufnahmeprüfung bestanden haben, die besten Aussichten auf Karriere genießen, besitzen einen hohen Gemeinschaftssinn. Die älteren Absolventen gehören lebenslanglich zur Familie und lassen sehr oft ihre Beziehungen für den frisch diplomierten Angehörigen spielen.

Neben mir die Sintflut

Aber die meisten europäischen Studenten gehören nicht zu einer solchen Körperschaft und sind auf sich selbst angewiesen. Die „hundert-Mark-mehr-Gebühren-Affäre“ hat gezeigt, daß die Berliner Studenten noch machtloser sind als ihre französischen Kollegen. Einerseits die Angst vor der Arbeitslosigkeit, vor dieser sich ständig schneller bewegend, immer spezialisierter werdenden Gesellschaft, und andererseits das Ende der Ideale, die Entstehung des „Politically Correct“ und des einheitlichen Denkens, haben zur politischen Egozentrik an den Universitäten beigetragen und bilden die Gründe der massiven Enthaltung der Betroffenen – die letztendlich diese hundert Mark bezahlt haben – während des Versuchs eine politische Gegenmacht zur Geltung zu bringen. Und nicht, wie die Studentenführer argumentierten, daß Studenten während der Protestaktionen notwendigerweise jobben müssen.

Ob in Frankreich oder Deutschland, die an der Universität Studierenden werden in Zukunft mit immer gravierenderen Problemen konfrontiert sein: mit der ständig steigenden Zahl der Studenten, mit der Erhöhung der Immatrikulationsgebühren, mit der Senkung der Finanzierungsmöglichkeiten, der Professorenzahl, und des Werts eines Diploms...

Der modische Skeptizismus wird noch lange die populärste politische Ideologie an den Universitäten bleiben, nach dem Motto: „Ich will mein Studium packen, und neben mir die Sintflut“.

Daniel Houet

Anzeige

Antiquariat Kurt-Georg Zeisig



Ankauf Verkauf Versand

**Bücher Platten Noten
Partituren**

Ebertystraße 51
10249 Berlin
Tel.: (030) 4 27 37 54

- ständig über 1000 Taschenbücher Stk. 2.- DM.
- umfangreiches Belletristikangebot
- Schallplatten-Klassik (E-Musik) Stk. 5.- DM.
- Noten in reicher Auswahl

Öffnungszeiten: Montag - Freitag 10.00 - 18.30
Samstag: 9.00 - 14.00

Ebertystr. ist Nähe SEZ, Landsberger Allee.



Bescherung!

FROHES FEST!

Boody

Humboldt, Freiräume und deroderdas Krähenfuß



„Der wahre Zweck des Menschen ist die höchste und proportionlichste Bildung seiner Kräfte zu einem Ganzen.“

„Mit dem Wissen kommt das Denken und mit dem Denken der Ernst und die Kraft in die Menge.“

Waren das nicht die Brüder Humboldt, die das sagten?

Ich nähere mich dem Hauptgebäude über die altherwürdigen „Linden“. Die Bäume haben ihr buntes Laub verloren, ein kalter Wind pfeift durch die Straße und schlägt mir eisig ins Gesicht. Wäre es nur die Jahreszeit, eine Laune des Wetters, dem könnte ich trotzen. Doch es ist die Atmosphäre, die sich über unsere Universität gelegt hat, die mich erschauern läßt. Über dem Hauptportal prangt noch in goldenen Lettern der Name Wilhelm von Humboldts, des Verfechters humanistischer Ideen, links und rechts sitzen Alexander und Wilhelm zu Marmor erstarrt. Ich halte nicht viel von Tradition, nicht von Idolen und nicht von Vorbildern. Aber ich achte das Wissen und die Art und Weise, mit der die Humboldts eben damit umgehen wollten. Denn hatten nicht diese alten Denker uns dazu angehalten, das Wissen kritisch zu reflektieren, es als Ganzes zu sehen, es nicht von der Gesellschaft zu isolieren, und nicht von der Politik lenken zu lassen?

Doch in den Gängen und Sälen der Universität, die sich eben diesen humanistischen Gedanken verschrieben hatte, ist es kalt geworden. Humboldts Geist schwebt hier schon lange nicht mehr. Eilende Studierende drängen sich an mir vorbei. Hier und da stehen kleine Grüppchen im funkeligen Licht. Doch, denke ich, es gibt noch ein paar von denen, die diskutieren, die das Wissen aus ihrem Studium mit der Außenwelt zu verbinden ersuchen und weiterdenken wollen. Aber als ich genauer hinhöre, geht es um eine Theorie, die bis zum nächsten Tag gewußt werden muß, um Vokabeln, die auswendig zu lernen sind, Fakten, die zu wissen sind, Formeln, die abgefragt werden. „Humboldt ist doch schon lange tot“, scheinen sie mir zuzuraunen, diese verstreuten und von einem Seminar zum nächsten eilenden Gestalten.

Ich gehe über den Hof. Die Dunkelheit bricht schon herein, es riecht förmlich nach Kälte. Und wieder sage ich mir, es ist doch nur die Jahreszeit... In welcher Jahreszeit leben wir in diesen

Tagen auf unserer Welt? Ist es wirklich schon Winter geworden?

Hinten, im Ostflügel, brennt Licht, ein lebhaftes Stimmengewirr quillt aus den Fenstern. Ich betrete den Raum, der da einen so einladenden Eindruck macht. Sofort bin ich von dichten Rauchscha-

den umhüllt, Musik durchtränkt den Raum. Durch die gestikulierende Menge bunter Gestalten kämpfe ich mich bis zur Theke vor. Heißer Tee und tiefschwarzer Kaffee dampfen dort aus den aufgestellten Thermoskannen. Ich spüle eine der herumstehenden Tassen, werfe eine Spende für den Raum in das dafür aufgestellte Glas und schlürfe das herztötende Gebräu. „Doch ist das alles?“ frage ich die Frau hinter der Theke. Nein, „Dies ist einer der wenigen Freiräume, die es in dieser Stadt noch gibt und die dringend gebraucht werden...“.

Nein, ein Freiraum sei kein luftleerer Raum, doch es sei ein Raum, in dem sich die Gedanken frei bewegen könnten, auf Denkanstöße träfen, sich mit anderen Gedanken verbänden und sich womöglich zu Aktionen materialisierten. ...??? Anstrengend hört sich das an, ein bißchen dogma-gefährlich auch. Ich sehe mich um. Nun, leben kann man hier zunächst einmal, der Verstaubung zwischen den Bücherbergen entgehen, quatschen, Freundschaften schließen, Tee trinken und sogar Spiele spielen. Aber, für alle die es interessiert, ist dort auch eine dieser altmodischen Tafeln, auf der mit bunter Kreide die politisch-aktionistischen Termine der nächsten Woche vermerkt sind. Am Eingang baumeln Tageszeitungen, aus dem alten Zeitschriftenständer lugen eine Vielzahl von Publikationen jenseits des üblichen Blätterwaldes. Ich könne mich hier endlos unterhalten, diskutieren und schmökern, zwischendurch auch mal einen Film über die Wand flimmern sehen, Ausstellungen ansehen, abends könne ich auch mal in ein Konzert gehen oder zu Veranstaltungen und Plenen verschiedenster aktiver Gruppen dazustoßen. Ich setze mich an einen Tisch, ich atme auf. Es gibt ihn doch noch, den Humboldtschen Gedanken, ich höre zu, ich rede, ich diskutiere, ich lese, ich mische mich ein und ich genieße es einfach, hier zu sein.

Elke Binder

Krähenfüßler verzweifelt gesucht.

Das Krähenfuß läuft natürlich nicht von selbst. Wir haben keine Lust, zu Kaffeekochundausschenkampelmännern und -frauen zu verkommen und wir haben keine Lust auf Kommerz. Wir wollen uns von hier aus einmischen und Euch ebenso diese Möglichkeit geben. Wir sind ein Studentisches Begegnungszentrum und kein Café. Deshalb helft bitte mit, um dennoch Leben und Gemütlichkeit zu ermöglichen. Bringt Eure eigenen Tassen mit oder sammelt die Rumstehenden ein und spült sie selber ab. Und habt Geduld, wenn irgend etwas mal wieder nicht so klappt.

Vor allem aber brauchen wir neue Krähenfüßler, die Lust haben, neue Ideen einzubringen, sich engagieren wollen und/oder aber auch mal nur Kaffee kochen. Wir treffen uns jeden Montag um 19 Uhr zum Plenum im Krähenfuß, kommt doch mal vorbei, damit uns dieser letzte Freiraum noch erhalten bleibt!

...Und die Themen...

Worum geht es eigentlich bei den diversen Schriftstücken, Ausstellungen, Konzerten, Filmen, Treffen und Veranstaltungen? ...Abschiebung, Antifa, Anti-Atom, Nationalismus, Sozialabbau, Umstrukturierung, Hochschulpolitik sind die Themen. Das übliche halt: unsere Zukunft! Bei uns treffen sich regelmäßig das Bündnis gegen Sozialkürzungen, die Hummel Antifa und das Frauencafé. Außerdem laufen Fachschaftsfeten und Veranstaltungen verschiedener Gruppen, wie zum Beispiel Tierrechtssolikonzert, Gesellschaft zum Schutze des Menschenrechts, Baumpaten des Tiergartens, Interkulti-Feier – um nur ein paar zu nennen. Übrigens, Gruppen die Interesse haben, sich mal bei uns abends einzunisten, fragt einfach an der Theke oder kommt zum Plenum!



"Wir haben sie nie wieder gesehen..."

Ein Gespräch mit Hilde Birnbaum

Hilde Birnbaum

- 1909 geboren
- Studium der Rechtswissenschaft von 1928 bis 1932, Wintersemester 29-30 an der Berliner Universität
- am 1. 4. 1933 emigrierte sie nach England. Sie ging 1940 nach Amerika
- arbeitete bis 1979 als Dozentin für Wirtschaftswissenschaften
- lebt heute mit ihrem Mann in Seattle

Hilde Birnbaum, die 1933 Deutschland verlassen konnte, wurde als eine der Überlebenden des Holocaust von der Spielberg-Foundation angesprochen, ob sie an einer Zusammenarbeit interessiert wäre. Nachdem sich in den Vorgesprächen jedoch herausstellte, daß sie als Jüdin zwar der Verfolgung ausgesetzt war, sich jedoch rechtzeitig in Sicherheit bringen konnte, verlor ihre Biographie für die Stiftung an Spannung. Sie waren interessiert an „Opfern“ des Holocaust; Menschen aber, wie Hilde Birnbaum, die couragiert für andere eintraten und das Glück hatten, nicht im Konzentrationslager zu enden, verlieren diesen „Opfermythos“, der für viele der Amerikaner immer noch so bedeutend scheint.

Wann begann Ihnen klar zu werden, daß es sich bei den Nationalsozialisten um mehr als nur eine kleine Gruppe nationalistischer Fanatiker handeln würde?

Sehr früh, schon 1929, als ich noch in Freiburg studierte. Hier habe ich zum ersten Mal gesehen, daß die Nazis sehr gute Chancen haben würden. Wir gingen jeden Monat in eine Kneipe, in der wir tranken und politisch diskutierten. An jedem Tisch saß eine andere Partei und ich gehörte zu den Sozialdemokraten (meine Eltern waren Demokraten und da war es ganz logisch, daß ich Sozialdemokrat wurde). Eines Abends betraten sehr eigenartige Leute das Lokal, sie trugen braune Hemden und verhielten sich merkwürdig. Am Anfang waren es nur zwei, sie redeten so viel Unsinn, daß wir laut gelacht haben und applaudierten.

Jedes Mal hatten sie ein neues Thema und beim Abschluß ei-

nes jeden Abends standen sie auf und riefen: „Wir kennen zwar nicht die Antwort, aber unser Führer wird sie uns schon sagen, Heil Hitler!“ Wir machten uns über sie lustig, jedoch am Ende der Semesters waren sie die größte Gruppe im Raum – zwölf oder fünfzehn Leute. Und sie waren organisiert unter Baldur von Schirach, dem späteren Reichsjugendführer. Ich kann Ihnen in diesem Zusammenhang

noch von einem fast amüsanten Erlebnis berichten: Wie Sie wahrscheinlich wissen werden, geht man in Deutschland immer zur Erholung. Nachdem ich meine Sechswochenarbeit beendet hatte (man bekam ein Thema, daß in dieser Zeit bearbeitet werden mußte, somit waren es sehr arbeitsreiche und anstrengende Wochen für mich), fuhr ich in den Schwarzwald, um mich zu erholen. Nach zwei Wochen kehrte ich zurück und zwar mit dem Zug. Ich ging in die Mitropa und bestellte eine halbe Flasche Wein zum Abendessen. Mir gegenüber saß ein Mann, der mich ansprach: „Gnädige Frau ist eine Engländerin?“ Nachdem ich die Frage mit nein beantwortet hatte, sagte er: „Aber Gnädige Frau ist doch nicht deutsch?“ „Doch.“ „Ach das macht mich ja so stolz, eine deutsche Frau zu sehen, die die Initiative hat, sich eine Flasche Wein zu bestellen.“ „Ich werde die Flasche wahrscheinlich nicht ganz schaffen, wollen Sie etwas mit mir teilen?“ „Ach eine kleine Flasche können Sie doch allein trinken.“

Weimarer Republik:
Noch herrscht Pluralität



Dann unterhielten wir uns und so erfuhr ich, daß er aus München käme und gerne reist. Ich kam in Frankfurt an und berichtete meinem Vater, der mich vom Bahnsteig abholte, daß ich mit einem hohen Nazi gespeist hätte. Er war jedoch zu dieser Zeit noch nicht so bekannt, denn wir hatten 1932. Es war Heinrich Himmler. Er hatte kein gutes Gefühl für Rassemerkmale...

Mein Hauptanliegen war es, meinen Eltern zu helfen, Deutschland zu verlassen. Bei Ihnen mußte ich, wie bei vielen anderen, Überzeugungsarbeit leisten, da sie wie viele Juden das ganze Ausmaß des Nationalsozialismus nicht begreifen wollten. So konnte ich 140 Menschen aus Deutschland bringen – nicht indem ich sie herauschmuggelte. Das was ich nach England schmuggelte, war Geld für die Emigranten. Dort hatte ich Konten von A bis Z, denn Juden, die noch das Land verlassen konnten, durften nur eine kleine Geldsumme außer Landes bringen.

Ich kam in der Ferienzeit aus England, dort lebte ich seit 1933, nach Deutschland, angeblich um dort meinen Urlaub zu verbringen. Ich fuhr während der Zeit, in der die Züge überfüllt waren, um in dem Reiseverkehr nicht weiter aufzufallen. Ich kam leichter über die Grenze, indem ich mich sehr arrogant zu den Grenzposten verhielt: „Können Sie das nicht schneller machen!“ Eines Tages sagte einer der Posten daraufhin zu mir: „Ich weiß, was Sie in England tun, aber sagen Sie es keinem!“ Er dachte, ich würde spionieren...

Ich mußte aufhören, nachdem ich zum Feind des Deutschen Reiches erklärt wurde, da verlor auch mein Paß seine Gültigkeit, das war 1937.

Während dieser Zeit lernten Sie auch Ihren Mann kennen...

Wir lebten zu diesem Zeitpunkt bereits in den Vereinigten Staaten, in Seattle. Mein Mann ist aus Polen. Seine Familie hätte über Rußland nach China gehen können, aber sie hatten mehr Angst vor den Russen als vor den Deutschen, und so sind sie geblieben. Wir hatten für sie gefälschte Pässe aus Guatemala besorgt, weil mein Mann gesehen hatte, daß in Seattle polnische Flüchtlinge, die mit dem Schiff im Hafen eingetroffen waren, eben solche Pässe besaßen. Sie kosteten je \$ 750 – mein Mann, der bereits damals als Mathematiker arbeitete, verdiente nur \$ 2500 pro Jahr. Da verdiente sich ein korrupter Beamter in der Botschaft eine goldene Nase. Aufgrund dieser Pässe wurden sie nach Holland in ein Lager gebracht, in dem westliche Ausländer inhaftiert waren. Hier wurden sie wesentlich besser behandelt. Wäre der Krieg vier Wochen früher beendet worden, hätten sie überlebt. Jedoch Anfang 1945 begannen die Deutschen mit einem Austausch der Gefangenen. Im März erkannten sie bei dieser Gelegenheit, daß die Pässe gefälscht waren. Sie kamen in ein Konzentrationslager und wir haben sie nie wieder gesehen.

Sie verbrachten einen Teil ihrer Studienzeit in Berlin. Welchen Eindruck haben Sie von der Stadt erhalten und wie sah konkret ihr Studium aus?

Es tut mir leid, an Berlin kann ich mich sehr gut erinnern, jedoch nicht an das Studium.

Ich studierte in Limburg, Freiburg, Grenoble, Paris, Oxford und im Winter 1929 in Berlin. Wenn ich ehrlich bin, war ich mehr an dem Berliner Nachtleben als an meinem Studium interessiert; ich war ein sogenannter Bummelstudent. Meine Mutter wollte mich gut untergebracht wissen, so schrieb sie

einer Cousine, daß sie für mich ein Zimmer finden solle. Diese besorgte mir ein Zimmer bei einer jüdischen Näherin, die schon bessere Zeiten gesehen hatte und ein Zimmer vermieten mußte. Es war am Potsdamer Platz und wir wohnten in einem der Hinterhäuser. Was meine Mutter nicht wußte: Bei der Straße handelte es sich um ein Zentrum von Prostituierten. Sie kannten mich alle, aber ich stellte nie eine Konkurrenz dar.

Wurden Sie in dieser Zeit schon mit dem Antisemitismus vieler „anständiger“ Deutscher konfrontiert?

Wissen Sie, jeder Antisemit kennt einen Juden, von dem er sagt: „Wenn alle Juden so wären wie der, wäre ich kein Antisemit.“

Können Sie uns noch einmal näher erläutern, warum die Zusammenarbeit zwischen Ihnen und der Spielberg-Foundation scheiterte?

Nachdem die Organisatoren erfahren hatten, daß ich in ihrem Sinne nicht unmittelbar „betroffen“ war, verloren sie schlicht gesagt das Interesse. Ich wies die Organisatoren im Vorfeld darauf hin, daß ich nicht wüßte, ob ich eine Überlebende des „Holocaust“ sei, da ich nie im Konzentrationslager war. Ich half Menschen aus Deutschland, denen jenes Schicksal drohte; ich persönlich aber wurde nie verhaftet, nie eingesperrt. Sie riefen mich also zurück, um mir mitzuteilen, daß ich somit nicht in Frage käme.

Das Gespräch führten ix und Todd Weir

Anzeige

SCHLEIF MASCHINENVERLEIH



HOLZ SIEGEL

Mo-Fr 9-18
Sa 10-13 Uhr

Leben auf Holz

Farbdielen oder Parkett
selbst abschleifen
und versiegeln mit
umweltfreundlichem Klarlack!

Prenzlauer Berg: Winsstr. 60
☎ 442 80 60

Friedrichshain: S.-Dach-Str. 13
☎ 291 00 76

Neukölln: Emser Str. 103
☎ 625 11 59 (Nähe Hermannstraße)

Wedding: Brüsseler Str. 8
☎ 454 27 34

Leihgebühr: (incl. Randschleifer):
pro Tag: **25,- / Fr-Mo: 35,-**

MATERIALVERKAUF:
robuste Schleifmittel, Öl & Wachs,
strapazierfähige Lacke, Scheuerleisten...



Morgenduft, Rabattenzeit

Foto: Fisahn

15. Fortsetzung

Daß Henrik ihr wahrstes Inneres nicht erkannte, sondern wie all die anderen nur an dem äußeren Schein verharnte, Sophie in Tagträume versank und das Unheil so seinen Lauf beschleunigte, war das letzte Moment vor dem nun Folgenden:

Verlassen wir, folgend Sophies Gedanken, kurz den Ort des dramatischen Geschehens, hoffend, rechtzeitig zum möglicherweise blutigen Finale zurückzukehren... So gelangen wir an den Ort Sophies frühester Kindheit, als ihr Vater der zarten Sechsjährigen eröffnete, was er, wohl wissend, daß niemals mehr ein männlicher Nachkomme sein ganzer Stolz werden könne, verfügt hatte: "Das alles wird eines Tages dir gehören, mein Kind (*intestate succession*)". Wäre da nicht dieser unsägliche Nebensatz gefolgt: "Dir und deinem Ehegatten" (*bad luck*). Und so, wußte Sophie, stand es auch geschrieben im Testament: "Sollte ich keinen männlichen Erben haben, soll Sophie alles bekommen". Der letzte Wille des geliebten und gefürchteten Vaters wies ihr das gesamte Vermögen zu, aber eben erst unter der Bedingung der Eheschließung. Zum Erben brauchte sie einen Mann. Oh, Sophie verfluchte die gesellschaftliche Niedertracht, die sie zwang um der "Etikette willen" und auch, um im nächsten Monat den Tennisunterricht und den Analytiker bezahlen zu können, einen Gatten zu finden.

Als ihr Auge der Gegenwart wieder gewahr wurde – die Sonne schickte sich gerade an, ihre letzten Strahlen zu versenden, die Vögel sandten ihr einen letzten Gruß entgegen, die Natur schickte sich an, schlafen zu gehen – traten zwei Gestalten vor den blutroten Horizont. Es waren Adelbert und Henrik... Noch wie aus weiter Ferne drangen Henriks Worte an ihr Ohr: "Er sagt, er stamme aus dem Blut deines Vaters, und du kennst das Gesetz." "Ihr lebt?", entfuhr es Sophie. "Sophie", so fuhr Henrik fort, "ich höre, du bist enterbt".

Dem Kutscher fiel die noch immer nicht ganz leere Flasche aus der Hand.

Tränen in den Augen hauchte Sophie: "Oh bitte, verlaß mich nicht." "Gemach", sprach Henrik, "laß uns nur eben Zigaretten holen und dann über alles reden." Und er entfernte sich aus dem Geschehen, eiligst Adelbert nachfolgend. Der Kutscher sah eben noch wehmütig den letzten im Erdreich versickernden Tropfen nach und dann ruckartig wieder nach oben. Um leise mit dem Kopf zu schütteln...

rike

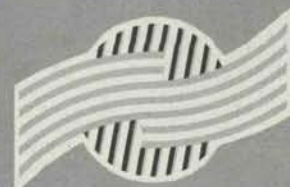


Den ISIC gibt's beim AStA, vielen Studentenwerken, Studentenreisebüros sowie beim rds Reisedienst Deutscher Studentenschaften, Grindelallee 45, 20146 Hamburg

...sprich: Prozente. Das heißt, wer auch auf Reisen günstig davonkommen will, sollte unbedingt einen ISIC im Gepäck haben: Er bringt weltweit Preisvorteile – bis zu 16 Monate lang für nur DM 15.

%e

Für nur DM 15,-
mehr als ein Jahr
lang sparen



ISIC

Die ganze Welt für wenig Geld

Was die von der Marlboro-Werbung können, kann ich schon lange – ohne Zigarette. Ich meine das Sitzen am offenen Feuer. Und zwar im eigenen Heim, ohne diese schrecklich weite Ödnis drumherum (das soll wohl eine schöne und zu bezwingende Landschaft sein in der Werbung, aber nicht mit mir!). Das offene Feuer habe ich, wenn ich will, jeden Tag, nämlich genau dann, wenn ich die Ofenklappe öffne. Richtig gesellig hab ich's dann, so am prasselnden Feuerchen, den berstenden Holzscheiten lauschend.

Mein Lebensgefühl fördernd, könnte ich natürlich auch ein bißchen dazu rauchen – Club oder f6, versteht sich. Wenn es um die Marke geht, muß ich meiner alten Heimat doch treu bleiben. Jedoch – Pech für die Zigarettenhersteller. Ich rauche kein bißchen. Ersatzweise investiere ich in Bützower Butter und Sylvi-Slipeinlagen.

Mein Ofen ist mein Freund. Eigentlich verfüge ich über zwei Öfen. Der eine groß und stark, der andere klein und gemein. Interessanterweise verbindet mich mit letzterem eine über Jahre gewachsene Beziehung, teils sehr wechselhaft, im großen und ganzen aber beständig. Seine unanständigen Ausfälle nehme ich inzwischen gelassen. Er ist ein komplizierter Charakter!

Angefangen hat es damit, daß er ständig rauchte. Anstatt mich zu wärmen, qualmte er mir das Zimmer voll – es war zum Ersticken. Außerdem war es Winter damals, bitterkalt, und ich konnte über diese Eigenheiten meines Ofens gar nicht lachen. Mein Bitten und Flehen hörte er nicht. Da mußte ich den Schornsteinfeger holen. Er besah sich den Flegel, sie hockten traulich beieinander, und mein Ofen gab vor, in bestem Zustand zu sein, so daß sich der Schornsteinfeger den Rauchabzug vornahm, der dann wiederum mit dem Ofen verhandelte. Seitdem bläst mein Ofen nicht mehr ins Zimmer. Außer bei Regenwetter. Am schlimmsten sind trübe Nieseltage. Diese drücken derartig auf das öffentliche Gemüt, daß Ofen seine Vorsätze vergißt und wieder trübsinnig losraucht, allseitig, versteht sich. So ein Stänkerfritze ist das manchmal! Doch bin ich verständnisvoll. Man selbst ist ja auch nicht konsequent.

Als Hanna neulich anrief und in ängstlicher Erregung ihren zimmerschwärzenden Ofen schilderte („Was soll ich denn jetzt machen???“), konnte ich meine Erfahrungen, als Hilfe getarnt,

einmal etwas ausführlicher weitergeben („Ach, so schlimm ist das nicht, er beruhigt sich schon wieder“). Wie sich herausstellte, hatte Hanna ihn regelmäßig mit Koks überfüttert. Der Ofen bekam gar keine Luft mehr und mußte einfach husten.

Was man auf gar keinen Fall tun darf, ist, in Gegenwart solch eines altertümlichen Wärmespenders von Gasheizungen oder ähnlichen neumodischen Erscheinungen zu sprechen, geschweige denn zu schwärmen. Das wirkt beziehungsauflösend!

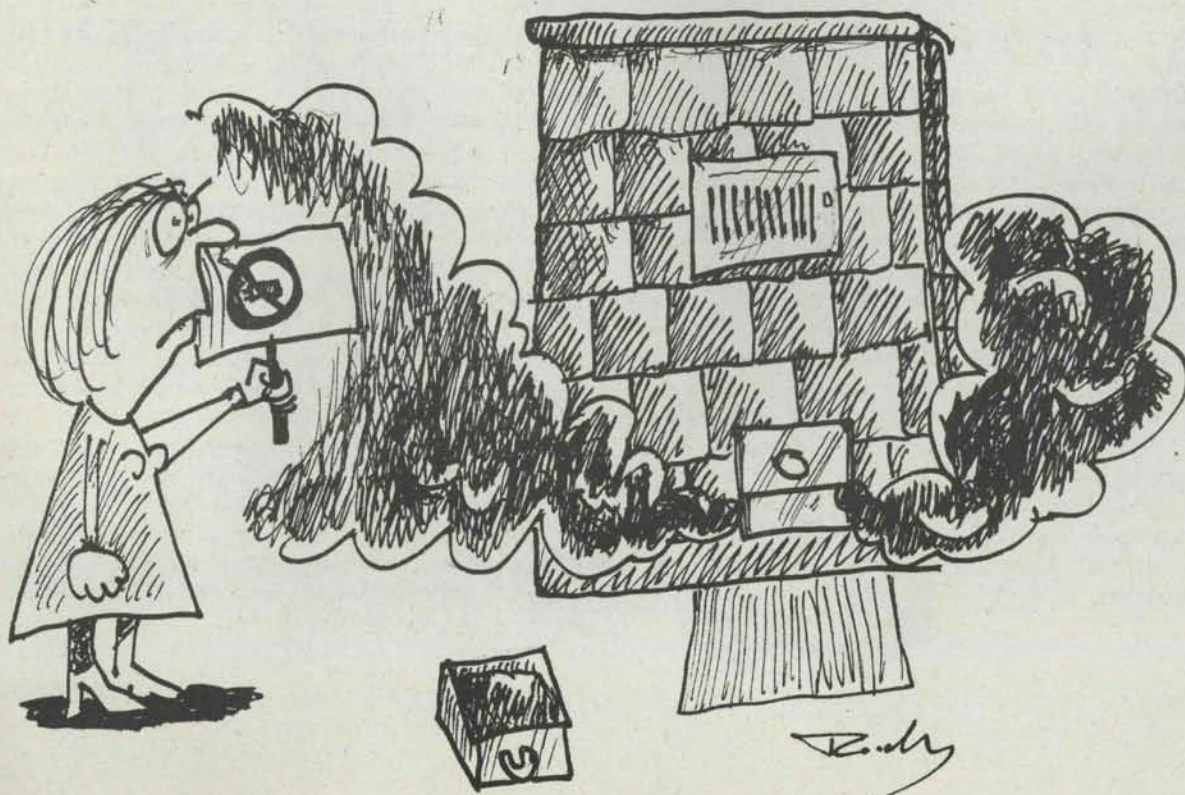
Trotzdem hat Olaf es getan. Seinen guten, alten Ofen irgendwann austauschen lassen. Olaf war es, der, als ich noch Plattenbaubewohner war, am gemütlichen Feuerchen im Hinterhofappartement philosophierte, geographische Studien zu warmer Stunde niederschrieb, seinem Freund auf das Gitter klopfte, ihn desmanchen rütteln mußte... und als ich im Friedrichshainer Teich einbrach, hauchte Olafs Ofen meinen Eisfüßen rosarotes Leben ein. Ich bin davon überzeugt, daß ich damals erste Zuneigungen faßte.

Konkretisiert und vertieft haben sie sich aber erst mit meinem Einzug ins rauchige Lichtenberg. Hier erst war eine intensive Beschäftigung miteinander möglich. Mein Ofen muß ganz schön was vertragen können. Er frißt, das ist so seine Art, alles Erdenkliche in sich hinein: alte Unterwäsche, Briefentwürfe, verhunzte Glossen, faules Obst manchmal, häufig vertrocknete Inhalte aus Blumenvasen. Ich mute ihm viel zu, aber so ist das Leben, gewissermaßen vielseitig, manchmal schwer verdaulich.

Ist Olaf denn nun glücklich? Ich frage ihn nicht. Vornehme Zurückhaltung übe ich. Man darf nicht herumwühlen in den Wunden, die einstige Bindungen hinterließen.

Da es heute ein düsterer Herbsttag ist, die regenvolle Wolkendecke die spitzen Schornsteine bedeckt, mußte ich aufgrund meines körpertemperaturlichen Selbsterhaltungstriebes meinen deprimierten Freund, der wieder zu stänkern anfang, mit dem Ölradiator bekanntmachen. So ist das Leben. Nun ja.

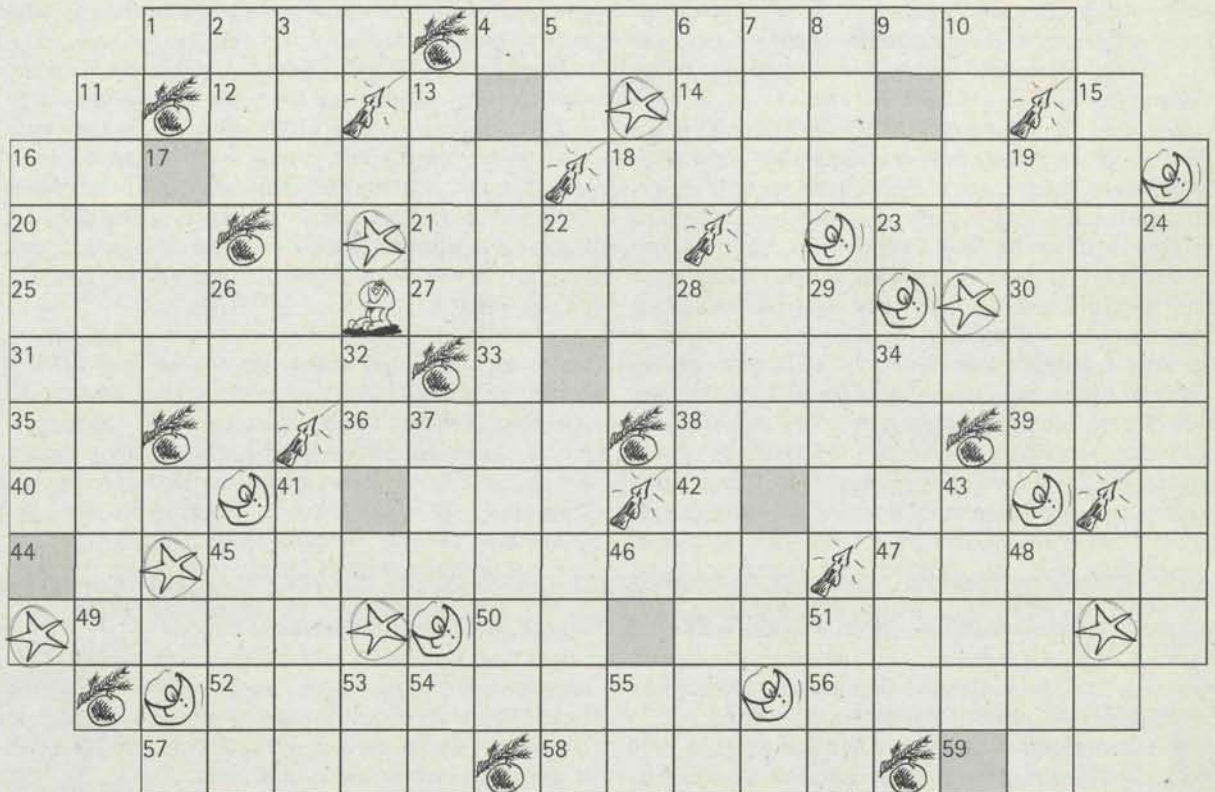
HeLe



Dies ist kein Weihnachtsrätsel...

... weil selten etwas ist, wie es aussieht. Das Rätsel in UnAuf 79 sah nicht nach Gewinn aus, und weil das scheinbar jeder ernstgenommen hat und keiner was für umsonst tut, bleibt der Gewinn für die „Nachwirkung“ unser – selber schuld! Und wenn das jetzt so aussieht wie böse Absicht, so mag man daran denken, daß man gestreßten Computern und Layoutern solche nicht sinnvoll zuschreiben kann oder soll (aus Gründen der Funktions-, UnAuf- beziehungsweise Selbsterhaltung), und schnellstens die neue Möglichkeit nutzen, großartige Gewinne einzustreichen: mit keinem Weihnachtsrätsel! Wer noch nicht mit der Tradition vertraut ist, die besonders unterlegten Buchstabenfelder ihrer Buchstaben zu entledigen, in einen Topf zu schmeißen, in richtiger Reihenfolge wieder rauszuziehen, aufzukleben (im weiteren, –schreiben, –drucken, und –fonen enthaltenden, Sinne) und bis fünften Januar an die UnAuf zu übermitteln so, daß die Spur für den Preisausschreiber rückzuverfolgen ist, der lese diesen Satz noch einmal langsam und deutlich laut vor sich hin und höre sich aufmerksam zu. Das Erfolgswort hat nichts mit Weihnachten zu tun, und sieht auch nicht so aus, ebenso wenig der Rätselpreis (Überraschung!!! Der Setzer).

rebus



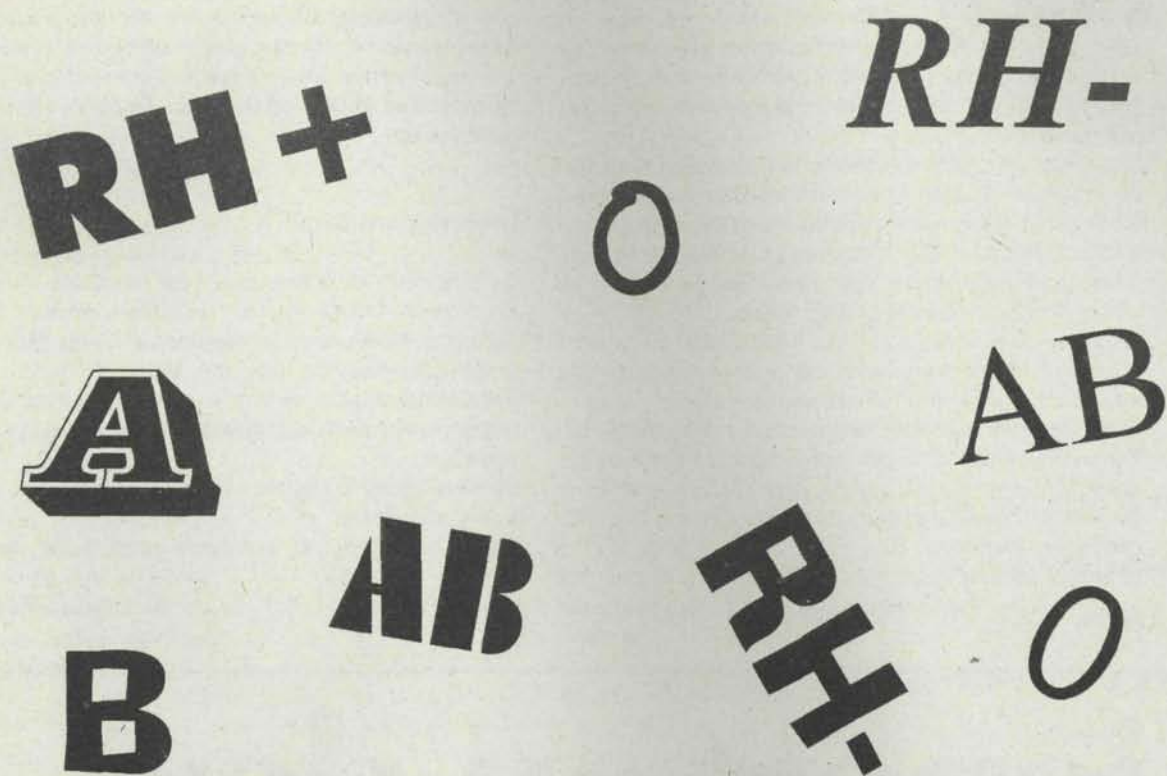
Horizontal:

1. Gerücht fast wie für ein gutes Frühstück; 4. Gerät für Scheinhaftigkeiten; 12. Singsilbe; 13. wer die englische Gesundheitsorganisation ist; 14. klar wie Kloßbrühe; 16. Verbalismus; 18. Nahrungs- und Genußmittel in einem; 20. nahezu verwirrt in Westeuropa; 21. Fluß durch Heidelberg; 23. anders für: sieh! – englische Männer; 25. Radunski-Zuarbeiter; 27. präzise genau das; 30. harter Metallkern; 31. Erz-bag in Kroatien; 33. Eigenschaft musikalischer Einzelstücke und von Geldern für den Osten; 35. Donaustadt ohne Tor; 36. französische Stadt (mit Tor und sogar Rhone-Mündung); 38. Bedingung einer befruchtenden Möglichkeit; 39. englischer Theorienansatz; 40. unterschriebener Echt(kurz)film; 41. Prozeß des Niederlegens beziehungsweise Aufsteigens; 42. der Musiker im Lustingenieur; 44. per sich selbst; 45. Guevara zwischen Trockengras und Stein; 47. Element einer Zeusgeliebten; 49. echt wirklich; 50. Rätselverschlusssacheneigenschaft; 52. neben Tod und Intrige konstitutives Element der Dramatik; 55. großes uferloses Gewässer; 56. Bogen eines kopflosen jungen Mannes; 57. schlammiges Gelände; 58. Einlage britischer Plomben; 59. Jahresendflügel-figuranfang;

Vertikal:

2. nicht warm und ohne Beginn; 3. flämischer Maler, als böser Doktor verkannt; 4. Theorie der Theorie der Theorie...; 5. nicht anders; 6. Domfigur im Mutanten; 7. rechnergestützte Reproduktions-einrichtung mit fehlerhafter Endspeicherung; 8. nicht mehr in (aber noch in Wanderrichtung); 9. George Herbert, der pragmatische Behaviorist; 10. aber schwedisch; 11. Präwerkzeug; 13. angelsächsisches Verständnis einer Küstenbucht; 15. lachhafte Weiterentwicklung eines ehemaligen Schwermaschinenkombinats; 16. Eigenschaft von 15. vertikal, wenn erfolglos; 17. endloser Rundtanz; 18. je nach Tonlage männ(sch)licher Schweinehund oder Lieblingssynonym; 19. Doppelhehmann, dem das Große fehlt; 22. Luftröhrengäst mit vollem Mund; 24. Schluß, nicht weit; 26. königsmachender Laubbaum; 28. verstärkt-frostiger Blutsauger; 29. Bewohner von Tamerika; 32. Gemeinsamkeit von Himmel, bestimmten Briefen und der UnAuf-Redaktion nach Sitzungen (im Uni-Club); 34. fürstlicher Belgier; 37. Young Men's Christian; 41. persisch abgekürzte Keller-Immunisierung; 43. Berliner Krimiautor; 45. Spitzbube, bei dem noch nicht alles, nur das Ende verloren ist; 46. Grundschulfach nach Sparmaßnahme; 48. verdrehte Gesichtsoffnung; 51. Mittelstück von Rita worth; 53. kontinentale Völkervertretung; 54. zwischen mürb und frisch.

Sie sind unser Typ!



Was Sie auch immer für eine Blutgruppe haben, Ihr Plasma wird gebraucht, um Menschenleben zu retten.

Für Ihren Zeitaufwand erhalten Sie **40,- DM.** Sie können bis zu 6 mal pro Monat spenden.

Mo+Mi 10.00-18.00 Uhr
Di+Do 8.00-18.00 Uhr
ab 1.10.96
Freitag 8.00-15.00 Uhr

Seroplas

Tel. 030/2 53 74 70
Axel-Springer Str. 42
(ehem. Lindenstraße)
10969 Berlin
U-Kochstraße
U-Spittelmarkt



Liebesbriefe

Zu: Die Zweigbibliothek Geschichte – ab sofort eine Präsenzbibliothek in UnAuf 78

Liebe Redaktion, Lieber Christian Dönnitz

es ist ja sehr schön, daß Sie sich mit der Zweigbibliothek Geschichte beschäftigen – und Sie hätten ja auch recht, wenn – ja wenn es nur die Zweigbibliothek Geschichte gäbe. Haben Sie denn ganz die Zentrale Universitätsbibliothek und ihre Lehrbuchsammlung vergessen, wo man nach Herzenslust Bücher ausleihen kann.

Schon in der Zweigbibliothek können Sie über die dort aufgestellten Rechner, ob ein Buch in der Lehrbuchsammlung vorhanden ist (und sogar, ob es ausgeliehen ist) und der Weg in die Dorotheenstr. 26 oder 27 ist doch wirklich nicht zu weit. Und wenn ein Teil nicht vorhanden ist, so liegen dort Wunschzettel aus, die wir gerne bei unserer Anschaffungspolitik berücksichtigen.

Wenn man nun beides, die Zweigbibliothek und die Zentrale Universitätsbibliothek zusammen sieht, dann wird man auch die Vorteile einer Zweigbibliothek als Präsenzbibliothek richtig würdigen. Hier kann man relativ sicher sein, die gewünschten Bücher auch benutzen zu können, und so braucht nicht die Belegarbeit, der Schein oder die Prüfung daran scheitern, daß gerade ein Kommilitone die benötigten Bände für zwei oder vier Wochen ausgeliehen hat.

Alles Gute und willkommen in der Zentralen Universitätsbibliothek
N. Martin, Abteilungsleiter Zweigbibliotheken

Zu: Liebesbriefe in UnAuf 79

Lieber Liebesbriefredakteur!

Nr. 79 muß als Schreibunterlage erhalten, wenn der Leserbriefvielschreiber in der Mensa der WiWi Ihren Abdruck meines letzten Briefes schmatzt wie zuvor Frühlingsrolle und Gulaschsuppe. Mit Poemen, gleich welcher Art, kann er heute nicht aufwarten, banale Prosa muß es tun. Und weil das so ist, schrieb er in der dritten Person, Distanzierung von mir, nicht von UnAuf.

Helmut Schinkel

Lieber Herr Schinkel,

Sie scheinen sich ja quer durch die Humboldt-Universität zu „futtern“. Erst ein Eierlikör im HUBart, dann die Speisekarte der Professoren Mensa und schließlich die Wirtschaftswissenschaftler bzw. ihre Mensa bei Frühlingsrolle und Gulaschsuppe. Wobei ich dazu sagen muß, daß mir die letztgenannte Kombination von Speisen sehr eigentümlich anmutet.

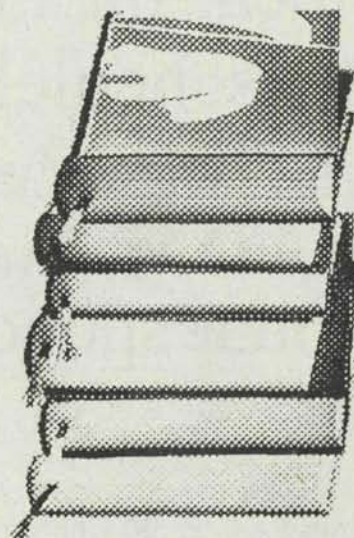
Weiterhin Guten Appetit beim Konsum, vor allem von UnAuf und ganz wichtig:

Fröhliche Weihnachten und einen guten Rutsch ins Neue Jahr.

Ihr Liebesbriefredakteur

Kiepert an der Humboldt-Uni

Die Buchhandlung
in der Georgenstraße 2,
in 10117 Berlin-Mitte,
nahe Bhf. Friedrichstr.
Telefon 203 99 60
Telefax 208 18 29



Tips+Termine

Chor der Humboldt-Uni

Wie in jedem Jahr gibt der Chor der Humboldt-Universität unter der Leitung von Prof. Peter Vagts zu Beginn der Adventszeit sein traditionelles Weihnachtskonzert in der französischen Friedrichstadtkirche am Gendarmenmarkt. Das Programm am Abend des 6. Dezember enthält geistliche wie weltliche Werke und wird wahrscheinlich ebenso großen Anklang finden wie im letzten Jahr. Beginn ist 20 Uhr, der Eintritt beträgt nur 5,-DM. An der Orgel begleitet das Konzert Dietmar Hiller. Ein schöner Dezemberabend ist dem Besucher also sicher!

Studentischer Kinoclub

Montag, 9. Dezember 1996, 19.00 Uhr
„Chunking express“; Regie: Wong Kar-Wai; Hongkong 1994

Dienstag, 10. Dezember 1996, 19.00 Uhr
„Rote Laterne“; Regie: Zhang Yimou; Hongkong/China 1991

Dienstag, 17. Dezember 1996

„Die Feuerzangenbowle“, unser Weihnachtsfilm. Beginn voraussichtlich um 19.00 Uhr und um 21.00 Uhr

Im Kinosaal des Hauptgebäudes der Humboldt-Universität, Unter den Linden 6. Der Unkostenbeitrag beträgt 4,- DM.

Ruanda-Burundi-Informationen- und Kulturtag

Am Samstag, den 7. Dezember 1996, findet ab 10.00 Uhr im Audimax der HUB ein Ruanda- und Burundi-Informationen- und Kulturtag statt. Nähere Informationen über das Referat Internationalismus des RefRats. Tel.: 2093-2603.

Junge Welt Kongreß

Am Samstag, den 11. Januar 1997, findet in der Garderobe gegenüber dem Audimax der HUB ein Junge-Welt-Kongreß statt. Geplant ist unter anderem ein Konzert mit Franz-Josef Degenhardt. Nähere Informationen beim RefRat, Tel.: 2093-2603.

Studentisches Begegnungszentrum Flora Soft

Am Dienstag, den 10. Dezember 1996 findet die Einweihung des studentischen Begegnungszentrums Flora Soft mit einem Klavierabend statt. Flora Soft, Invalidenstr. 42, LGF. Nähere Informationen im Flora Soft, Tel.: 2093-8815.

Interkulturelle Jahresendfeier an der HUB

Vom Nebeneinander zum Miteinander
Vorurteile abbauen, Grenzen überwinden,
gemeinsam leben, arbeiten, studieren
und auch feiern.

am 19.12.1996

10.00- 14.30 Uhr: Kinderfest

Ort: Garderobe vor dem Audimax und im „Krähenfuß“

Programm:

- Basteln von: * afrikanischen Puppen;
- * Masken
- * Hüten
- * Weihnachtsbäumen

- Märchenstunde

- Puppentheater

- verzieren von Plätzchen;

- Musikspiele;

- Kinderbüffet;

12.30-14.00 Uhr: „Pippi geht von Bord.“

Alle Kinder sind herzlich eingeladen und dürfen auch ihre Eltern mitbringen !!!

14.30-19.00 Uhr:

Ort: Audimax und im Krähenfuß

14.30- ca.16.30 Uhr: Vortrag über die politische und gesellschaftliche Lage Brasiliens und anschließender Diskussionsmöglichkeit - im „Krähenfuß“;

- im Anschluß an die Veranstaltung im „Krähenfuß“, wird im Audimax der Kinofilm „Sarafina“ (Aufstand in Soweto/Südafrika) vorgeführt;

16.30-open end: feierlich kulturpolitische Abendveranstaltungen

Ort: Foyer und Senatsaal

- Ausstellung zu politischen, kulturellen und sozialen Ereignissen in verschiedenen Regionen dieser Welt;

- Stände von A wie Antifa bis Z wie Zapatistas/Chiapas;

- kulinarische Spezialitäten von A wie asiatische Bambuscremesuppe über Bier für 2,50 bis Z wie Zuckerrohrschnaps;

- musikalische Untermalung durch Chöre von A wie Angestellte bis Z wie zuletzt kommt der RefRat;

- und natürlich Musik bis in die Morgendämmerung von Bands aus Ländern von vier Kontinenten:

- Percussonia - Trommlerinnen

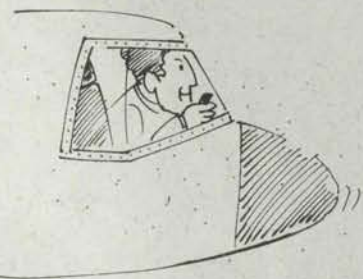
- Africa Mma - Rock, Pop mit traditionellen Klängen

- Fredy's - Musica del los andes

- Transylvanians - ungarischer Folxmusik

- koreanische Trommelgruppe + TänzerInnen

50 ways to leave your Kanzler



London ab 299,-* →

New York ab 579,-* →

Vancouver ab 738,-* →

Los Angeles ab 812,-* →

Johannesburg ab 990,-* →

Rio de Janeiro ab 1023,-*

→ Bangkok ab 1047,- →

Singapore ab 1047,- →

Hongkong ab 1257,- →

Buenos Aires ab 1349,-* →

Tokyo ab 1589,-* →

Sydney ab 1599,-* →

Weitere Angebote unter unserer

Flugpreis-Fax-Polling-Nummer

01 90/25 25 15. (Talkline, DM 1,20/min.)

Jugend-/Studententarif. Preise pro Person in DM.
Tarifstand bei Redaktionsschluß.

Der Spezialist und Marktführer für
Studenten- und Jugendtarife weltweit.

STA Travel, 10625 Berlin,
Goethestr. 73 / Ecke Schlüterstr.,
Tel.: 0 30 / 3 11 09 50.

STA Travel, 10117 Berlin,
Marienstr. 25. Tel.: 0 30 / 28 59 82 64.

STA Travel, 10117 Berlin,
Dorotheenstr. 30. Tel.: 0 30 / 20 16 50 63.

STA
STA TRAVEL
Worldwide

